

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Hans ohne Herz. Eine Geschichte von August Silberstein. (Fortsetzung.) — Sonniger Tag. Originalzeichnung von Spiridon. Gedicht von Victor Blüthgen. — Die Welt im Wassertropfen. Novelle von E. M. Baccano. (Fortsetzung.) — Kleines Präludium. Musik-Piece. — Eine kühne Reisende. Von Helene Stöckl. (Schluß.) — Genesungsfest. Nach dem Originalgemälde von Auguste Ludwig. — Mosaik. (Ein treuer Freund aus der Pflanzenwelt. Brodlose Künste im Hause.) — Mode-Notizen (mit Illustrationen). — Vom Büchertisch. — Keine Küche. Von J. B. Sch. — Wirthschaftsplaudereien (mit Illustrationen). — Schwach. — Unterhaltungs-Aufgabe. — Auflösung des Scherz-Rebus Seite 16. — Correspondenz. — 3 Rebus-Aufgaben. — Für die Fastnachtszeit.

Hans ohne Herz.

Eine Geschichte von August Silberstein.
(Fortsetzung.)

Hans stöberte ruhig an seiner anzufachenden Pfeife, trank aus seinem Glase: gar zu zart ist man nicht im Dorf und nimmt nicht sogleich irgendwie ausgeflogene Worte heftig auf; so that er, als kümmere ihn Alles ringsum nicht viel, oder es erregte in der That sein Temperament nur wenig.

Hinter der Thürspalte aber, da kümmerte man sich lebhafter um das Vorgegangene, da regte und rührte sich's.

Schon die Art der Trutzliedl gegen Mädchen und Weiber ärgerten an dieser Stelle. Ein Gleiches war draußen nächst dem Fenster der Fall.

„Hinter der Thür gibt's auch Leute“ nach dem Sprichworte; diesmal waren sie wirklich dort und was für welche! Der Wirthin Schwestertochter, welche aus meilenweiter Ferne einmal wieder nach Jahren herbeigekommen war; dann der Wirthin eigene Tochter und mehrere Dirnl vom Dorfe, welche in Folge der überraschend Angelangten theils von selbst herbeikamen, theils herbeigerufen worden. Und heute war ja ein Marienitag, einer der vielen, welche entlang dem Jahreskalender stehen und an dem die „Mirzl“, „Moidl“, „Medl“, „Medel“, „Mirl“, „Marein!“, je nach-

dem sie strich- oder ortsweise und manchmal nur nach Familientradition so benannt sind, Theil haben.

Die Wirthin war eine „Marie“, und davon wußten nur der Wirth und einige vom älteren Hausgefinde; die ihr gebührenden Titel als „Hausfrau“ und „Mutter“ und „Was“ und „Gevatterin“, „Godd!“ (Pothin) und „Mahn!“ (Muhme) schlossen längst den Anruf mit dem Tauf- oder Mädchennamen aus. Nur die Tochter und die Schwestertochter hatten ein besonderes Augenmerk dem Namenstag zugewendet, und jetzt waren sie „als Ueberraschung“ gekommen, zusammt mehreren „Kameradinnen“ und „Bekannten“ und anderen neugierigen Mädchen.

Die Worte des Hans bei seinem Singen erregten in



Sonniger Tag. Originalzeichnung von Spiridon.

dieser abseits und heimlich gebliebenen Versammlung selbstverständlich erst Neugierde, dann Widerwillen und Troß. Man ward hinter der Thür unruhig, man zupfte einander an den Kleidern, man flüsterte, zischelte, stemmte die Arme in die Hüfte, schlug, jedoch vorsichtig, in die Hände, drehte sich unwillig auf einem Abfasse herum, und eben, als das Wort gefallen war: Hans ohne Herz! da that sich die Thüre der Nebenstube auf, die ungesehen dahinter stehende Wirthin hatte sie geöffnet, sie schob die Mädchen plötzlich hinein, und jetzt standen im allgemeinen Gastzimmer: die fremde Franzi, die niedliche kleine Wirthstochter Sephi, die Kosi und noch eine Mirzl von da und dort und noch eine frischhäugige Dirn, gleichviel wie sie im Taufbuch und Gemeindefregister genannt sein mag. Am Fenster regte sich's auch.

Ein allgemeines Erstaunen war die plötzliche Folge. Das war so unerwartet gekommen! Selbst der Friedl, der etwas Ungewöhnliches ahnte, hatte zu sehr das Fenster im Auge behalten, um die plötzliche Bewegung an der Thüre zu bemerken.

Jetzt standen die Mädchengestalten da; fast blendeten die hellen Farben und Lichter ihrer Erscheinungen, trotz der Dämmerheit der Stube. Und aus Allen ragte hervor die Gestalt der Franzi, hoch und stark und breit in den Schultern; rabenschwarz glänzte ihr Haar, um so auffälliger wegen der rothen großen Korallenohrgehänge, die sie trug, und ihr Auge war ein schwarzer Stern im weißen Mondlicht.

Sie stand so recht mitten vor dem Thürhintergrunde, und durch den Dämmerhintergrund hinter ihr wuchs sie fast noch höher, bedeutender, die Gestalten der Mädchen neben ihr wirkten eindruckvoll mit.

Jetzt trat in der Gesellschaft, wie nach einer kurzen Bekämpfung, der Ausbruch der Luft, der wortreichen Ueberflutung und des Willens hervor, bei der außerordentlichen Gelegenheit recht munter zu sein.

Durch die allgemeine Eingangsthüre her kamen nun auch Jene, welche zuvor außen gelauscht, und bald hatten sich Bekannte und Bekannte zusammengesunden. Manche kannten die Franzi und wunderten sich, wie sie gewachsen „seit der Zeit“. Allen war sie bald genannt.

Dem Tobi, welcher besonders nachfragte, was denn da vorging, und den solche außerordentliche Gäste an diesem Plaze aufregten, wurde geantwortet, daß eben der Wirthin Namenstag sei. Als ein „Gefingelter“, ein in geselligen Dingen ganz besonders erfahrener Mensch, richtete er sein Einauge sogleich scharf nach Franzi und sah demzufolge bald mit ihr nach der Richtung und dem Ziele, das Hans hieß.

Hans saß wie vorhin, stemmte seinen Arm auf und rauchte seine Pfeife. Sein helles, großes, graublaues Auge richtete sich wol auf die Gestalt, welche so schön vor dem Thürrahmen stand; aber daß da mehr als ein Bild für ihn vorhanden war, konnte man nicht sagen; er bewegte keine Miene, zuckte nicht, rührte sich kaum. Tobi flüsterte etwas leicht Ertrathbares in sich hinein.

Bald mußte er in seinem Berufe wirksamer werden. Es wurde an ihn dringlich die Forderung gestellt, zu spielen, zu singen; er that auch seine Schuldigkeit und um so lieber, als er wußte, daß guter Lohn allseits seinen Bemühungen folgen werde.

Und bald war die Nebenstube, welche vorher finster oder nur im Dämmerhintergrunde gelegen hatte, vollends erhellt. Mehr und mehr dreheten sich darin die Paare im Tanze. Die Bursche und die Mädchen, die Alten wie die Jungen rührten sich munter, sowol zu Ehren des Namenstages wie auch des besondern Ereignisses endlich um dem eigenen Drange zu genügen, welcher denn doch auch ein wenig sich einzumengen hat.

Hans stand eine Weile an den braunen Thürpfosten gelehnt und sah zu. Er plauderte mit denen, welche ihm gerade nahe kamen, jedoch kein Wort mit der Fremden, der großen Franzi. Während der ganzen Zeit seines Zuschauens war sein Thun wie seine Rede wenig bemerkenswerth und keineswegs erregt. Endlich forderte er das Wirthstochterlein, die kleine drallrunde Sephi (Josefina), die neben ihm stehen geblieben war, zum Tanze auf und drehete sich mit ihr, gleich den Andern, in der Runde herum.

Darauf führte er sie wieder an ihren Plaz und reichte ihr burschenmäßig galant sein Glas. Während sie trank, wurde Franzi von ihrem Tänzer daneben abgestellt, Hans gab auch ihr „zum Bescheide“ sein Glas. Sie nippte und dankte mit glänzenden Augen, mit glühenden Wangen, vom Tanze hoch aufathmend. Er nahm das Glas wieder von ihr entgegen, stellte das noch halbvolle dem Tobi auf dessen Tisch neben die Zither, griff in die schwarzsammetnen Beinkleider, holte ein groß Stück Geld heraus, legte es in den Teller, welcher vor Tobi zu solchem Zwecke stand, und ging.

Keiner regte sich vom Plaze, um ihn zurückzuhalten, kein Mund rief ihm zu oder bat ihn, noch länger zu bleiben. Nur die Wirthin sagte halblaut im Vorüberstreifen: „Schon

so zeitlich?“ Sie wußte, daß er seinen Willen habe; jedoch in mancher Brust, auf mancher Lippe schwebte es: Hans ohne Herz!

Auch zwei kirschrothe Lippen sagten es.

Der Tanz wogte weiter. Die Nachtwolken zogen. Der sorgsame Wirth machte rechtzeitig Schluß des unvorgesehenen außeramtlichen Festes, löschte allmählig die Lichter. Draußen schimmerten die Sternlein in der Frühlingsnacht, man hörte verschallendes Lachen, Richern, Jauchzen aus der Ferne. Die Thurmglöcke schlug scharf und deutlich durch die Stille, sie klang wie eine mahnende Stimme, und eine Wachtel im Grase rief: „weg, weg!“ oder „wach! wach! wach!“

II. Die Kirshen sind zeitig.

Die Kirshen sind zeitig. Wie große feurige Korallen oder schwarzglänzende Glaskügelchen leuchten sie zwischen den saftig grünen Blättern der Bäume, hängen dabei in einzelnen Büschelchen, als ob sich der Baum, eitel zu eigener Freude geziert, im Sonnenscheine zeigen wollte. Und die süßesten Vögelein singen zur Zeit dort; vielleicht hat eines derselben sein Nestlein im Kirschbaum. Und die Schmetterlinge gaukeln, denn die frischen Rosen duften mit aller Fülle erster Kraft, Bienen schwärmen und summen, denn auch die Lindenblüthen schütten ihre Dufteppiche rings umher. Alles voll Schmuck und Leben und Freude, denn es ist um die Pfingstzeit, und der Herr zieht überall ein mit grünbebuschten Zweigen und Duft und Leuchten ringsum. Die Kirshen sind zeitig.

Als erste Blumenfrucht sind sie ersehnt und deshalb freudigst willkommen nicht nur den Kindern, sondern auch den Alten, welche dabei wol, wie bei den Trauben an den Wein, zugleich an den feurigen Kirschgeist denken, der die Zunge leken und das Herz erfrischen soll. Die Kirshen sind zeitig! ist dann ein Weckruf für die Wirthschaft, die Vogelscheuchen zu vermehren und die „Klappern“ in den Wind zu stellen; es ist ein Fest, nicht äußerlich aufgeziert, aber gemüthsinnig im Hause, Theilnahme weckend bei Allen.

Der Kirschbaum „in der Blüh“ war ein sorglich beachteter, der Kirschbaum im Fruchttschmuck ist ein lieber, prangender, süßer Hausfreund.

Und die Dirnen im Hause steigen gar gerne in den Kirschbaum, um zu pflücken. Es ist eigen, daß man das Pflücken allzumeist den Frauen und noch mehr den Dirnen überläßt; es ist als ob die Frühfrucht aus den frischlebigen Händen desto besser schmecken müßte; jedenfalls ist sicher, daß sie nicht allzusehr angefaßt wird und gar nett aus der weißen oder blauen Schürze leuchtet. Mit den schwarzen Kirshen vergleicht der Bursche am liebsten die dunkeln Augen seiner Hergensdirn; und daß man um süße oder schwarze Kirshen gerne hoch steigt oder auch steigen muß, ist eine Redensart, welche im Scherz und Liebespiel während des Jahres gar oft vorkommt.

Die Kirshen waren zeitig, und die Franzi war noch beim Wirth im landesüblichen, verwandtschaftlichen „Austausch“ gegen die Sopherl, und sie war Nachmittags im Kirschgarten des Wirthes, und es war Zeit zum Pflücken.

Des Morgens am hellen Tage saßen einige Mägdlein am Bachesrande, welcher nahe beim Wirthshause in der grünen Wiese sich hinzog, und sie ließen die Füße in den glitzernden Bach hinab, oben vom goldigen Sonnenscheine gestreift und ringsum von den Wiesenblumen eingehegt, als wären diese eigens ausgewachsen, um sie zu schmücken. Die bunten Kleider der Mädchen, ihr Schäkern und Spritzen mit dem schillernden, schimmernden Wasser konnte manchem Auge nicht entgehen.

Vielleicht sollte es auch Einem nicht entgehen, von dem es ziemlich gewiß war, daß er des Weges kommen müßte, um im Kleeelde dort drüben bei seinen Leuten mitzuschaffen. Und die große, schlante Franzi war es, welche ihre Augen rings rastlos umherschweifen ließ. Vergebens.

Seitdem sie im Lichte jenes Abends den Hans zuerst gesehen und im Dunkel von ihm zuerst gehört, konnte sie ihn nicht aus den Sinnen bringen. Ihr war es allzumeist, als wäre er gerade ihr zugesprochen und zugewiesen. Die andern Dirnen, sagte sich die eitle, selbstbewußte, mit ihrem Spiegel wolvertraute Franzi, vermöchten nicht, ihn zu gewinnen, aber sie werde es, sie, die Auserlesene mit dem üppigen Wuchse, mit den leuchtenden Augen, kurz mit alledem, was sie zu dem Namen „die schöne Franzi“ berechtigete. Sie hörte den Namen so oft ringsum, nur von Einem nicht, von dem sie ihn am allerliebsten gehört hätte, vom Hans.

Und in den Nächten schwebte er ihr vor und in Tagen sah sie ihn vor sich, wenn er nicht da war. Auch geschah's wol, daß sie leibhaftig mit ihm zusammentraf. Aber daß er mehr als flüchtige Blicke hätte auf ihr ruhen lassen, daß sein Auge mehr aufgeleuchtet, daß sein Mund ein wärmeres, ein herziges Wort gesagt hätte, das war nicht der Fall.

Wer kennt nicht Mädchenstolz, Mädchenstolz, Mädchenstolz! Es war Aerger, es war Liebe, es war Widerstand gegen alle Andern, ein drängendes Gemenge von Empfindungen, das sie bewog, gerade dieses, des „Ausnahms“ Herz zu begehren, und das Liedlein kam ihr nicht aus dem Sinn:

Den Buben, den ich gar nit mag,
Den seh ich alle Tag,
Den Schay, der miß herzig g'freut,
Der bleibt gar weit!

Doch nein, der Hans kam heute. Er mußte den Weg durch die Wiesen nehmen, mußte über das Steglein des Baches, an dem die Mädchen saßen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er ohne Grüßgott, ohne sie zu beachten, vorübergeschritten. Nur weil ihm die Andern, die Fedel und die Aga (Genoseva und Agathe), zunickten und zulächelten, sagte er: „Es macht schön warm heut!“

Franzi sah ihn an mit ihren großen Augen aus dem frischen Gesicht, das etwas seltsam Feuriges hatte, als wär' es eines aus den „sonnigen Landen“, sie sah ihn so eindringlich an, als müßte dies ihn rühren, und wendete ihm, als er vorüberschritt, das starrende große Auge fest nach; aber er ging seines Weges, wie er gekommen war, ohne Scherzwort, ohne Verweilen, ohne umzublicken, ohne nur mit einer Miene zu zucken!

Heute wie bei vielerlei Gelegenheiten.

Und das Bad war drum nun zu Ende, schleuniger als es Eine gewollt; die Tüchlein flogen in flinken Händen hin und her. Dreifach verschlungen mit den Armen, die große Franzi in der Mitte, zogen die jungen Dirnen heim auf dem breiten Weg an der einen Seite des Baches, und sie fühlten sich, so eng verbunden, als eine bedeutende Kraft; zwei waren fröhlich, die Dritte, die höchstgewachsene in der Mitte, that auch so, aber es war nur Verstellung.

Nachmittags war Pflücken der zeitigen Kirshen. Der Wirth und die Wirthin hatten im Hause zu thun. Franzi war die Geeignteste, um die Arbeit im Freien zu vollbringen. Der Obstgarten zog sich lang hinter dem Hause dahin, ja er streckte sich ungewöhnlich weit aus, denn die „Elderleut“ des Hauses hatten einst große Vorliebe für das Baumpflanzen und -pflegen. An der einen Seite grenzte der Garten an den Fußsteig, welcher vom Bache herwärts vorüberführte, und zu einigen weiterhin zerstreuten Gehöften. Zu diesen gehörte auch der Bühlhof.

Franzi hatte nicht mehr gehofft, heute den Hans wiederzusehen, denn der große schwere Wagen voll Klee, mit einer fast übermäßigen Bürde, war längst heimgezogen, und die Schnitterleute waren mit demselben den Heimweg gegangen. Der Zaun des Gartens bestand ringsum nur aus niederem Gestränge, an Stellen lag er ganz frei. Franzi konnte weithin in Wiese und Feld sehen. Sie dachte heute gar nicht mehr an ein Zusammentreffen mit Hans — o, gewiß nicht! Sie hatte sich in mädchenhaftem Muthwillen die Ohren mit purpurnen Kirshen, an denen noch Blättlein hafteten, behangen. Sie zierte sie prächtig, ihr Haar, ihr Auge leuchteten umso mehr. Sie saß auf der Leiter, welche am Boden liegend doch so mit der Breite an den Baum gestützt war, daß eine Längestange oben blieb und zum Sitzen dienen konnte. Das Mädchen hatte neben sich einen halbvollen Korb stehen.

Da saß sie und rastete ein Weilschen und quirlte müßig im Schoße auf der weißen Schürze ein überaus prächtiges Büschlein Kirshen, wie sie es abgepflückt. Und sie blickte vor sich hin in die Schatten und Lichter, welche die wallenden Wipfel auf den grafsigen Boden hinspielen ließen — da sah sie plötzlich auf. . . von Weitem kam der Hans daher. Seltsam!

Es zuckte ihr durchs Herz! Sie ergriff die Leiter, um sich am Baume zu schaffen zu machen. Sie wollte empor in den Wipfel. Doch nein, sie ließ die Leiter wieder rasch sinken. Er hatte sie noch nicht bemerkt. Sie setzte sich wieder wie zuvor, gleichsam harmlos. Sie duckte sich. . . gerade weil er sie sehen mußte, wollte sie ungesehen bleiben. Ihr Herz pochte wieder, wie schon so oft.

Er kam näher und näher. . . er ging vorbei und sah sie nicht. Oder achtete er ihrer nicht, trotzdem er sie gesehen?

Doch sein Schritt war ruhig, sein Auge unabgewendet vor sich hin gerichtet. Er ging träumerisch oder in ernstem Sinnen.

Sie griff unmutig zuckend nach dem Kirshenbüschlein, das sie kaum erst weggelegt; ihre Finger zerpflückten es; sie ließ wieder davon ab, dann griff sie in den Korb mit losen Fingern, nahm einige Kirshen und . . . warf sie dem Hans nach.

Getroffen! Möglich fühlte dieser den Wurf, wol nicht unsanft, aber er sah auf, sah um sich; eine Kirshe hatte ihm die Wange berührt, war im Halstuchzipfel nächst der Brust liegen geblieben, und er fand das neckische ungesährliche Würgeschloß.

Franzi sah, daß er die Kirshe mit der Hand aufnahm und suchend in der Richtung nach der Werferin blickte; die sah wie zuvor.

„Bring mir's zurück!“ rief sie, rasch den plötzlichen Einfall zu Worten formend.

„Hol Dir's!“ rief er entgegen.

„Willst Du's gern behalten?“

„Hat ja kein' Werth, hast ' wegwerfen!“

„Magst ein'?“

„Hab keinen Hunger, hab kein' Durst.“

„So klau' f' für mich zusammen. Bring mir's!“

„Wenn Du so neidig drum bist . . .“

„Neidig? Siehst, da hab ich wol noch mehr, aber gerad' die möcht' ich wieder haben!“

„Wenn's Dir g'rad so drum is' . . .“ sagte Hans in seinem Stolze und seiner gewohnten Kühle, „da hast alle, welche mir nachgestogen sind.“ Und er bückte sich und die umherliegenden Kirschchen auflesend kam er näher und näher. Jetzt richtete er sich auf und war hart vor dem Mädchen, das noch saß, aber im Augenblicke seines Zunächstkommens sich erhob und jetzt vor ihm stand, geröthet, aufrecht, überaus prächtig im Schmucke der Kirschengehänge und kleinen Blätterranken.

Hans sah das Mädchen an. Er hatte schon viele hübsche Mädchen gesehen, aber so . . . Sein Blick ruhte auf ihr.

„Kannst . . . kannst . . .“ sagte Franzl verwirrt und doch im Wunsche, ihn eine Weile zu fesseln, „mir helfen die Leiter aufstellen.“

„Ist für Dich doch nit so schwer?“

„Sollst's einmal auch thun. Kannst's wol, weil ich's gerad' zuvor mehrmals gethan.“

„Du brauchst wol alle zwei Händ' dazu; siehst, ich richt's mit einer.“ Und er nahm und schwang die Leiter vom Boden hoch auf, ihr zugleich die Wendung in den Wipfel und zu dem Stamme gebend. Als ob er nun zur Arbeit angestellt wäre, oder in Gewohnheit, eine begonnene Arbeit ordentlich zu vollbringen, rückte er die Leiter zurecht zum Kirschchenpflücken.

„So!“ sagte Hans, „fertig!“ und klopfte auf die festgestemmte Leiterstange.

„Ich kann doch nicht . . .“ sagte sie halblaut, als wollte sie andeuten, „vor Dir aufsteigen.“ Doch das Wort sprach sie nicht aus. „Na, und . . .“ stammelte sie, doch dabei griff sie nach ihren schneeweißen Ärmeln, die neben dem dunkleren Leibchen besonders hübsch kleideten, und schürzte mit der rechten Hand den linken auf, dann folgte der andere.

„Und . . . jetzt gehst Du's recht an,“ sagte er ruhig, ihre begonnene Rede fortsetzend und ihr gerade ins Gesicht sehend.

„Hahaha!“ lachte sie jetzt hell auf, indem sie sich mit der Hand ein wenig über die Stirne gestrichen hatte. Das Lachen besaß, trotz aller Unbefangenheit, doch etwas heftig Herausgestoßenes. „Hahaha! Jetzt spür' ich erst die Kirschchen da am Ohr! Wie närrisch! Wie muß ich aussehen! . . . deswegen schau' mich so an . . . wie muß ich aussehen!“ Die Frage war geschickt gestellt, um ein Compliment zu erhalten.

„Wie die klein' Kinder . . . hab's oft gesehen. Ich schau Dich drum nit so an, ist ja nir' Arg's!“ sagte er ruhig, während sie kein Aug von ihm wendete.

Ihre Lippen zuckten, ihre Finger waren unruhig, indem sie die Kirschchen und die Blätter von Schläfe und Haupt entfernte. Doch halb kam ihr die Gelegenheit zugute, halb war die Unruhe mitwirkend, ihre Haare lösten sich, und ihre breiten, langen Zöpfe fielen ihr über die Schultern hinab.

„Wie ungeschickt! Und so was!“ rief sie aus.

„Freilich, zum Baumsteigen is' das nir'. Könntest hängen bleiben!“ sagte Hans gelassen.

Fast wären ihr nun die Thränen in die Augen getreten vor Zorn, und über ihr Gesicht flog eine Röthe, welche ein weit weniger schönes Mädchen, als sie es war, hätte verschönern müssen. Sie hob die Arme mit den Zöpfen und nestelte am Haupte.

Hans stand und sah ihr zu.

Sie ging zur Leiter, bestieg die ersten Sprößlein und wendete ihr Gesicht wieder ihm zu. „Aber,“ sagte sie, gleichsam ganz unbefangen, „Du mußt nit so gar nahebei sein.“

„Ich kann ja gehen!“

„Nein!“ entgegnete sie rasch, dann etwas gelassener:

„Du mußt mir den Korb halten oder herbeirücken . . . nit, Du mußt . . . nein, ich möcht's nur, weil Du gerad' da bist . . . und Keiner . . .“

Hiermit stieg sie bereits höher auf die Sprößlein und schlug mit der Hand die Röcke sorgsam um die Knöchel. Hans aber sah nach dem Korb am Boden und schob ihn mit dem Fuße, und als dies nicht glatt ging, hob er ihn näher. Er sah nicht die Knöchelschuhe in gelenker Hinkheit, nicht, wie geschickt sie mit einem Male dort oben war, wo die Zweige sich theilten, in der Gabelung!

Hans stand eben nur da. Nicht vom Flecke rührte er sich. Keine Miene machte er, um eine Hand anzulegen.

Sie hatte Zeit, in den Zweigen ein wenig aufzuathmen, ihre Augen flammten, ihre Brust wogte heftig, sie sah aus der Lichtung der breit auseinander ragenden Zweige, die sie wunderhübsch umrahmten, zornig auf ihn hinab.

Es blieb ja Alles vergebens!

Ein Bienlein summte. Sie suchte, als es ihr näher kam, es von sich zu weisen. Im Augenblicke zuckte dem aufgeregten Mädchen ein Einfall durch den Sinn. Sie schrie auf, nicht allzuheftig, nicht allzuweit hörbar, aber wie erschreckt, wie schmerzhaft gestochen von dem Bienlein, gegen das sie sich wehrte.

Wie angstzitternd, wie schwach und schier stürzend eilte sie vom Baume und über die Leiter herab. Sie wäre gefallen, sie hätte wenigstens zu fallen gedroht, wäre Hans so nahe gewesen, um sie mit den Armen aufzufangen. Jetzt unten auf dem festen Grunde flüchtete sie an Hans unmittelbar heran: „Da! da! Das Bien! . . . um Gotteswillen . . . ich bitt' Dich, nimm's weg! Ah!“

Sie stand hart neben ihm. Er sah auf ihren Nacken, er suchte mit den Augen am Tüchlein und Halse: „Ich seh' nir'!“

Sie zuckte mit den Händen, selbst suchend, am Tüchlein und Nacken hin und her, warf, wie gruselig, scheinbar Gefasstes in Aufregung hinweg. „Sie hat mich gepackt! Der Bienentich thut weh! Es muß eine große Beule sein.“ Sie tippte dabei mit den Fingern an die vermeinte Stelle, gleichsam schmerzbezeugt mit den Blicken seine Hilfe ersuchend.

Er sagte: „Das kommt nit gleich so geschwind. Da kannst noch vorbeugen, thut kaltes Wasser gut!“

Ihr schien's jetzt, als sähe er mit seinen Blicken nach dem Hause und dem Brunnen.

Sie fühlte, als ob kaltes Wasser sie überriesele, und wenn sie ein wenig schauerte und leise zitterte, so war dies kein Spiel mehr, sondern hatte die volle Wahrheit für sich.

„Nein . . . Hans . . . dort ist der Bach . . . nein, b'hit Dich Gott, ich geh' . . . die Kirschchen bleiben noch . . .“

„B'hit Dich Gott! Und sei nit zu ängstlich.“

Er ging. Starrend, regungslos, wie vor einem Ungeheuer oder wie im Augenblicke nach einem Gewitterschlage, blieb sie stehen, sah aber dem Hans nach, nach, so weit sie konnte.

Der Abend ging mit dunkelangelegtem Golde nieder. In seinem Scheine wandelte der Bursche, ferner, immer ferner . . . verschwindend.

In ihrer Brust schrie es förmlich auf, über ihre Lippen ging es in dieser einsamen Stille: „Er hat kein Herz!“

Mit diesen Worten ließ sich das Mädchen zu Boden sinken, lehnte das Haupt an den Korb und weinte, weinte sich recht aus.

Das Vögelein, welches im Baume nistete, war eben heimgekehrt und pfliff oben sein Lied.

(Fortsetzung folgt.)

Sonniger Tag.

(S. die Illustration.)

Der Garten lag so stumpf und kalt:

Da flog er herein,

Und Leben rührte sich alsobald.

Nun hüpf' und schlüpf' es aus und ein,

Wie tausend schimmernde Vögelein,

Ueber Weg und Steg, über Blatt und Ast,

Der Laubgang ein schimmernder Feenpalast —

Und der Himmel blaut drein. —

Wer flog herein?

Der Schalk, der lachende Sonnenschein.

Und die Herzen verbroffen, so schläfrig stumm!

Da pocht's dran: „Ich bitt',

's ist werth, du thust dich draußen um!“

Drauf ging die lächelnde Jugend mit,

Und fröhlicher ward ihr mit jedem Schritt.

Nun regt sich's im Laubgang flügelbunt,

Und lacht und scherzt und spielt sich gesund.

Wer lud sie ein

Und blinzelt so drein?

Der Schalk, der lachende Sonnenschein.

Und Paar und Paar im Spiel sich fand:

Da flog's in die Brust,

Bis das Herz in heimlichen Funten stand,

Bis Eins am Andern suchte mit Lust;

Und was sie verklärte, hat Keins genußt!

Was der lachende Mund, was der Rächer verbarg,

Wie reizend verrieth sich's und gab doch so karg,

Und gab doch nur Pein.

Wer säbelt' es ein?

Der Schalk, der lachende Sonnenschein.

Victor Blüthgen.

Die Welt im Wassertropfen.

Novelle von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

Eben kam der Lieutenant über den Kasernenhof, wo er die Soldaten inspiciert hatte; er wurde Ottone vorgestellt und nahm gleich Beschlag von ihm. Er war Einer jener Italiener, welche ihre Bekannten gleichsam in die Tasche stecken. Er war selig, Jemanden gefunden zu haben, mit

dem er vertraulich reden, dem er ungenirt erzählen konnte, was ihm am meisten am Herzen lag, und er fiel mit seinen fett-schwarzen dichten Haaren, seinem schwarzen Schnurrbarte, seinen Wulstlippen, seinen weißen Zähnen, seiner dicken Taille und seinen dicken, wolgepflegten Händen über Ottone her.

„Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer!“ sagte er eifrig. „Wenn wir in der Kaserne herumgehen, ruft uns Signora Cecca und wir können nichts mehr miteinander plaudern. Ja, diese Frauen! Wenn sie Einem nur nicht gar so auf den Falten säßen!“ fügte er eitel hinzu und schien dicker als je.

Das Zimmer des Lieutenants Renzo war ein echtes italienisches Officierszimmer. Die Vorhänge waren geschlossen, so daß es fast finster war. Alles lag voller Cigarren. Der Divan war von Stiefeln zerrissen. Die Luft roch nach Männern, das heißt, sie hatte jene schwere Stiefelwisch- und Tabac-Atmosphäre, welche stets das Fehlen der Frau bedeutet. Neben dem Schreibtische stand ein Papierkorb, welcher bis an den Rand mit zerrissenen Briefconcepten an die verschiedensten Damennamen gefüllt war; Briefe an Damen, deren Adressen der Lieutenant gar nicht kannte. An den Wänden hingen zarte Damensouvenirs, sämmtlich von des Lieutenants eigener fetter Hand gestickt. Daneben Damenbilder in Photographie, Aquarell, Holzschnitt und Stahlstich: Signora Baretta als Satan, mit einem Fuße in der Luft, die Salvioni als poisson d'or, die Ristori als Mirra, noch aus der Zeit, wo sie mager war, Photographien von Nähmamsellen aus Neapel und von Beamtinnen mit Crinolinen.

Stolz sah der kleine fette Lieutenant um sich und dann auf Ottone. Draußen lag der schwüle Vormittag über der Tiefe, hier innen äußerte er sich in einem Dufte von verschüttetem Wein und getrockneten Blumen und feuchter Wäsche.

Der Lieutenant reichte seinem Gaste eine Cigarre, stellte eine Flasche Moscato auf und hockte sich in eine Divanecke, und nun ging der Wortschwall los. Wie einsam es hier sei; daß man übrigens stets Etwas finde für das Gemüth, wenn man ein hübscher Junge sei, und daß die Frauenherzen den Mücken gleichen, sie fliegen Einem überall nach. Und nun folgte eine Schilderung von Mädchen im Räuberdorf und im Bettlerdorf. „Und die Signora Cecca ist schon ein wenig passé, war aber Künstlerin. Was will man machen? Man hört doch manchmal gern ein Schmeichelwort, um nicht aus der Uebung zu kommen. Gut, daß Sie hier sind! Zu Zweien gibt's immer Abenteuer. Ich biete Ihnen meine Freundschaft. Sagen wir Du zu einander — Deine Gesundheit!“

Ottone sagte, was man so zu sagen pflegt, und als er sich erhob, warf sich Lieutenant Renzo wieder auf ihn und rief: „Also gute Freundschaft! Und wir machen Partien mit einander! Apropos: Du hast den blonden Molino zum Zimmerburschen zugewiesen bekommen: ein netter Junge, nur etwas dumm; halte ihn nur recht im Zaum. Man muß die Kerle —“

Ottone trat aus dem Banne der Baretta, der Salvioni, der Ristori, der gestickten Cigarrentaschen, der Crinolinen, dem Junggefellendeur, dem Schatten, welcher nichts barg. Der Lieutenant nahm im Hofe Abschied von ihm, da ihn „seine Pflicht“ rief.

Und diese Pflicht führte ihn in die Zimmer der Signora Cecca Panuzzi; er hatte gefürchtet, Ottone Ehrlich werde ihn begleiten, und dann wäre sein Rimbus dahin gewesen.

Die Wittve saß eben am Piano und nahm ihre Brille ab. Sie hatte ihr graues Haar dicht gepudert und Rosenknochen überall. Sie erhob sich wie ein recht lächerliches Bild einer alten italienischen Kofette, aber ihre Worte klangen nicht darnach. Sie sagte: „Da setzen Sie sich hin, ans Fenster. Sie riechen nach Tabac und haben getrunken.“

Der Lieutenant Renzo folgte schweigend. Er war sehr dick, wie er saß, aber gar nicht mehr kühn oder eingebildet.

„Sie sind mir ein schöner Mensch!“ sagte die hagere alte Signora, indem sie ihn vom Fuß bis zum Kopfe maß. „Ich wette, Sie haben unserem Gaste eine Menge Unsinn vorgebetet. Still! nicht ein Wort, ich kenne Sie. Und ich sage Ihnen nur Eines: seien Sie vernünftig mit dem! Er ist der Neffe des Kommandanten und ein braver, junger Mensch, das habe ich ihm gleich angesehen. Also nichts von Ihren Faren! Reden Sie ihm nicht Ihre Liebesgeschichten vor, denn es ist besser, wenn er an keine denkt! Hier wenigstens! Still! Ich weiß, was ich sage. Sie sind ein nichtsnutziger Fanfaron, ja, ein Fanfaron mit Amouretten, und ich möchte doch die Frau sehen, die mit Ihnen eine Liebäugelei anfangen würde, Sie dicke Harlekin!“ Sie schwieg und lächelte sich zornig mit einem großen schwarzen Fächer.

Das war also Diejenige, von welcher der Lieutenant Renzo gesagt hatte, sie habe ein faibles für ihn! Sie war eben die echte Italienerin, welche im Alter noch stets wie eine Abenteuererin aussieht und dabei eine brave, vernünftige Frau ist.

Lieutenant Renzo blickte zerknirscht zu Boden.

Kleines Präludium.

Langsam, mit Empfindung.

p Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * *a tempo.*

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * *ritard.* *p* Ped. * Ped. * Ped. *

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * *ritard.* *pp a tempo.* *dim.* *ritard.* *Adagio.*

„So!“ fuhr sie dann zufrieden fort. „Jetzt hören Sie die Arie der Adalgisa an, wie die Cosenzi sie gesungen hat, und wenn ich fertig bin, applaudiren Sie.“ Dann setzte sich die excentrische Dame an's Piano und sang die Arie mit allen Fiorituren, welche man vor so und so viel Jahren gehört hatte, mit heftiger, dünner Stimme. Lieutenant Renzo war während des Gesanges eingeschlafen. Sie wandte sich nach ihm um. Dann erhob sie sich und rüttelte ihn: „Wachen Sie doch wenigstens auf, wenn ich fertig bin!“ schalt sie. „Habe ich Sie deshalb in meinen Schutz genommen! Freilich, Sie erweisen mir einen Dienst, denn Sie sind das einzige Publicum, welches ich hier habe, und es singt sich besser, wenn man ein paar Beine dabei sitzen hat. Aber seien Sie auch folgjam dafür. Sie wissen, ich habe Ihnen versprochen, Ihnen mein Album mit den Künstlerinnen vom teatro Policiano zu schenken. Aber, wie gesagt, machen Sie mir keinen Unfimm!“

Zu derselben Stunde war der blonde Molino mit den blauen Augen mit dem Reinigen der Kleider des Herrn Neffen fertig geworden und schlenderte durch den Hof der Cantine zu; die Cantine war um diese Stunde leer. Die Fliegen saßen überall. Die Glasstürze waren fast unsichtbar. Ein bliger Geruch kam vom Herde her, und durch das offene Fenster zog eine Ahnung von frischer Luft, welche den Deldunst wie eine Wolke mitten im Zimmer festhielt.

Die Grizza setzte sich neben das Fenster nieder und schaute den Molino an, und über ihrem Kopfe vibrierte das Gewitter. Sie hatte aus einer Pfanne auf dem Herde ein Stück gebratenen Lunsfisches genommen und dasselbe mit einem Glase schwarzen Weines auf den Tisch gestellt. Der Molino begann zu essen und zu trinken. Sie sah ihm ein Weilschen zu, und das Gewitter über ihrem Kopfe schien sich zu verziehen. Dann aber kamen wieder Blitze, einer nach dem andern und sie sagte: „Schmeckt es Dir, mein Junge? Gut. Nun will ich Dir Etwas sagen. Du bist der Stubenbursche des fremden Herrn. Betrage Dich ordentlich.“

„Ich habe seine Röcke ausgeklöpft, bis mir der Arm weh that,“ erwiderte Molino.

„Das ist nicht genug! Du mußt auch darauf Acht geben, was er sonst thut und treibt und mußt es mir getreulich melden. Verstehst Du? Der junge Signor scheint ein ganz netter Signor. Aber Du weißt, unser Kommandant geht mir über Alles und würde es nicht leiden, daß ihm Verdruß entstehe. Was für ein Verdruß? Das brauchst Du nicht zu wissen. Siehst Du, die Leute sagen, Du wärst mein Courmacher; nun, wir wissen's besser. Ich stecke Dir manchmal einen guten Bissen zu, weil Du der Einzige unter den Soldaten bist, der keine fetten Neben führt und weil Du mich an meinen armen Jungen erinnerst, der jetzt in derselben Uniform stecken würde wie Du, wenn er nicht so jung gestorben wäre. Und wenn Du Dich immer brav auführst, verschaffe ich Dir auch eine Braut, eine schöne und reiche, denn die Seufzer, welche Du ausstoßest, kommen nicht vom Leberleiden, wie Du meinst, sondern von was anderem. Dafür mußt Du mir aber auch schön folgen, wie einer Zia, hörst Du? und mir alles erzählen, was der junge Herr mit Dir redet. Unserem guten alten Kommandanten darf kein Kuckucksei in's Nest gelegt werden.“

Es blizte heftig über ihrem Kopfe, und der blonde Molino nickte mit seinem runden Schädel und sagte: „Sia!“

3.

Nebel lagen heute über der Ferne und über dem Himmel. Es war ein dunkles Bangen über der ganzen Welt. Ein dunstiges Licht brütete in den grauen Nebeln. An solchen Tagen

ist Kenzано wie gemacht dazu, um ein Menschenherz verzagen zu lassen. Und Ottone Ehlach, welcher den steilen Hefengang hinabschritt, der an den Felsen sich hinwand, fühlte das in seinem Gemüthe. Kenzано war ein Ort, wo man nur gleichgiltig oder unglücklich sein konnte. Selbst die Liebe zu seinem Onkel hatte nicht die beglückende Macht, wie vordem. Otto wußte nicht, wie ihn das überkommen hatte, daß er hier so gar nicht heimathlich gestimmt sei. Wo war ihm die Liebe, die kindliche, für seinen Dheim hingekommen? Dieser einzige Halt auf Erden war ihm verloren. Mit welchem Vorsatz dankbarer Zärtlichkeit war Otto hergekommen, und jetzt kam er sich wie ein Fremder vor. Vielleicht war die seltsame Zurückweisung der jungen Tante Schuld daran, denn er fühlte, daß sie ihn nied, daß sie ihm nicht gut sei. Und doch war sie so hold! So hold, wie Otto nie vorher ein Weib gesehen zu haben glaubte. Ihr Bild war in sein Herz gefallen wie ein Sonnenstrahl, und dieser Sonnenstrahl hatte tausend Triebe in demselben erblühen gemacht. Was für Glück mußte ein freundlicher Blick von ihr geben! Otto schmachtete nach einem solchen Blicke. Und wenn er dann dachte, daß sie ihn so ansehen könne, da erschrak er. . .

Es war ihm, als sei er krank in seiner Seele. Und dieser düstere Himmel und diese Einsamkeit! Er wollte zu Lieutenant Renzo gehen und sich von ihm lustige Sachen von Frauen vorplaudern lassen, obwohl er kein rechtes Verständnis für die Leichtfertigkeit hatte. Und doch hatte der Lieutenant recht, die Liebe war das Einzige, was einen jungen Menschen leben macht. Er hatte beim Studiren nie an sein Herz gedacht. Aber jetzt wollte er die Zeit nützen. So schön mußte es sein, Etwas lieb haben zu können, und noch schöner, geliebt zu werden! Er schaute um sich, voll Verlangen, jeden Glanz in sich aufzunehmen und er fand überall nur erdrückende Nede.

Eine helle, frohe Stimme, die ein heiteres, festes, italienisches Liedchen sang, tönte aus der Tiefe herauf. Eine helle, frohe Stimme. Es war die Stimme, die er schon vernommen. Sie hatte einen seltsamen Reiz für Ottone, sie war so goldig rein, so sehnuchtsvoll. Er horchte, und es war ihm, als töne die Stimme für ihn.

Ein kleiner, brauner zerklumpter Knabe mit einem verdeckten Korbe kam an ihm vorüber. Otto rief ihn an. Der Bursche blieb stehen und hatte Augen, so rund und schwarz wie Kirschchen, und seine weißen Zähne kühlten förmlich, wie Schnee. Er hatte den Mund weit offen und starrte den Herrn an.

„Bist Du aus Kenzано unten?“
Der Junge hob ein Bein in die Höhe, stand da, als ob er ein Kunststück machen wolle und sagte: „Geben Sie mir einen Soldo, Signor.“

Ottone lachte: „Dafür, daß Du mir antwortest?“
„Geben Sie mir einen Soldo, Signor!“ sagte der Junge hartnäckig.

Otto warf ihm eine Münze zu.
„Bist Du aus Kenzано unten? Was trägst Du da im Korbe?“

„Fische für den Koch und für die Wirthin. Ich bin der Pierino.“

„So! Und wer fängt denn die Fische?“
„Geben Sie mir einen Soldo, Signor!“

Eine neue Münze flog auf den Knaben zu. Jetzt stellte derselbe den Korb nieder und sagte singend: „Ich bin aus Kenzано, aus Kenzано, die Fische fängt mein Bruder, mein Bruder, der mit dem Vater noch nicht in die Berge geht, der Vater geht in die Berge.“

„Hörst Du den Gesang da unten?“
„Ich höre da unten das Singen. Wer singt da unten? Die Schwester Lecca singt. Sie singt immer. Wenn ein großer Herr sich in sie verliebt, wird sie in die Stadt ziehen und wird in der Oper singen und wird so viel Dukaten

haben, und wird sie heimschicken. Es ist meine Schwester, die singt. . .“

Gondoliere singen, und was sie singen, ist doch nur Prosa, wie sie ihnen durch den Kopf fährt. So singen auch die Leute in den Felsen. Jetzt nahm der Knabe den Korb wieder auf, machte die Augen wieder frisch und sagte: „Geben Sie mir einen Soldo, Signor!“

„Sage Deiner Schwester, der Lecca, daß ich sie heute singen hörte und daß ich hinunterkommen werde, um sie besser zu verstehen. Sage ihr's.“

„Sie weiß, daß ein vornehmer Herr hier oben ist und deshalb singt sie. Sind Sie der vornehme Herr, dann singt sie für Sie!“ rief der Knabe und lief mit dem bloßen Füßen, die hart wie Hufe waren, über die Steine des Weges und verschwand in der Kaserne.

„Lecca also ist der Name!“ sagte Otto.
Käser umsummten ihn. Dunkler und dunkler wurde es über der Gegend. Er erhob sich und ging auf das Wohnhaus des Kommandanten zu. Da schauten ihm zwischen grünen Blumenstöcken ein paar blaue Blumen entgegen — es waren Augen, die ihm bis ins Herz sahen. Er blieb stehen und grüßte seine Tante.

Sie dankte kurz. Er mußte doch mit ihr sprechen. Und er blieb stehen und sprach über die seltsame Beleuchtung. Sie sagte nur Ja. Und er sprach dann davon, daß es wie ein Sturmgerolle über die Weite gehe. Und sie sagte wieder nur Ja. Er wollte noch etwas reden, aber sie erhob sich vom Fenster und wandte sich ins Zimmer. Er hörte, daß sein Onkel eingetreten sein müsse, denn sie sagte: „Ah, da bist Du ja, Lieber! Du weißt doch, daß ich mich fürchte, wenn es dunkel wird, Manfredo!“ Und sie sagte das so sanft, so zärtlich, wie klagend.

Da überkam es ihn wie Trost und er ging ins Haus. Er trat in die Wohnung der Signora Cecca, welche zwischen den Zimmern des Onkels und der Tante lag. Er fand die alte Dame über einer Näharbeit am Fenster. Bei seinem Eintritte erhob sie sich thurmhoch und hager wie eine Säule der Piazzetta und empfing ihn mit einem Schwall von liebenswürdigen Worten.

Und bald saß sie am Piano und er saß auf dem Divan, und sie erklärte ihm die Bilder an den Wänden. Da war die berühmte Frezzolini-Poggi, welche noch mit sechszig Jahren in rosa Atlas auf Ballen erschien; dort die Alboni, welche wie eine Nachtigall sang, obwohl sie eigentlich ein Fettklumpen war; dort die berühmte Borghi-Mamo, welche eine Stimme gehabt hatte wie ein Korporal; dort die berühmte Marchisio, welche aussah wie ein Bauer an seinem Hochzeitstage; dort die berühmte Barbieri-Rini, die eine Nase wie ein Wallros und ein Lächeln wie ein Henker hatte.

„Es ist ein Vorrecht der Künstlerinnen, häßlich zu sein!“ sagte die Signora Cecca und schob ihren Hals auseinander, als wollte sie einen Kometen entdecken. „Aber wie viele Herzen haben doch alle diese Künstlerinnen entzückt! Wie viele Jünglinge haben sie vor dem Sinken bewahrt durch den Zauber des Gesanges, wie viele einsame Gemüther haben sie erfüllt und ihnen den Weg zum echten Glücke, zum Aufgehen in der Kunst gezeigt! Und Sie können nicht bald genug nach Rom zurückkehren, Signor, und sich dort in eine Sängerin verlieben. Man lernt dadurch entbehren, und bleibt ideal in seiner Seele. Sehen Sie, ich bin eine alte Frau, aber die Ideale meiner Jugend habe ich noch nicht verloren, und das hat mich als brave Frau erhalten. Die Freude am Schönen und Guten hat mich über die Roshheiten des Militärlebens hinausgeführt und macht mich bis jetzt noch reich mitten in meiner Abhängigkeit. Ich weiß wol, wie lächerlich ich Ihnen erscheinen muß mit meiner Schminke, aber ich will eben lieber lächerlich als häßlich sein. Ein wirkliches Glück gibt es doch nur selten auf Erden. Es ist also besser, man bildet sich eine Welt für sich, ein Mann soll



Genesungsfest. Nach dem Originalgemälde von Auguste Lubwig.

sich in eine Künstlerin verlieben, und den Abend hindurch sein Ideal als edle Königin glänzen sehen; und die Frauen, die sollen sich schminken und dabei sich an die Noten und an die ehrgeizigen Träume ihrer Jugend halten. Sehen Sie, Sie haben mir gleich gefallen, Sie sind schön und dabei noch brav und glauben von Allem das Beste. Und das sollten Sie sich erhalten.“

Ottone lachte. „Wie aber kann ich das?“ fragte er.

„Die Männer bringen's freilich schwerer zu Stande, sich mit den süßen firen Ideen der Poesie und der Kunst zu begnügen ein ganzes, arbeitsvolles Leben hindurch,“ sagte Signora Cecca gutmüthig. „Aber so lange es geht, sollten Sie's thun. Gehen Sie also nach Rom zurück und fleißig in die Oper. Verlieben Sie sich in eine Choristin und bringen sie ihr Bonbons, denken Sie des Abends, sie sei wirklich die Königin, die sie darstellt, und wenn sie unausstehlich ist, geben sie ihr den Abschied und lauschen Sie nur auf die Musik. An einem so verlassenem Orte wie hier aber, da klammern sich die Gedanken oft an das erste Beste und werden elend und reuevoll. Aber jetzt kommen Sie und essen Sie mit mir ein wenig Salat. ... Damit erhob sie sich und brachte aus ihrem Schlafzimmer eine Riesenschüssel voll Geflügel, Würste, Schinken und einigen grünen Fasern zum Vorschein und wurde dabei ganz patriotisch begeistert, indem sie sagte: Der Salat erinnert mich immer an unser Vaterland, Garibaldi's Tochter hat ihn mich so anmachen gelehrt. ... Sehen Sie, an so einsamen Orten, und wenn man nicht weiß, was man lieb haben soll, dann ist das Vaterland da!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine kühne Reise.

Von Helene Stöckl.

(Schluß.)

Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges bereitete diesem idyllischen Leben ein jähes Ende; statt daß derselbe Frau Serena aber zur schleunigen Abreise bewogen hätte, hielt er sie nur um so fester in dem ihr liebgewordenen Lande. Die Gegenden, die während des Friedens einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, jetzt unter dem Einflusse des Krieges zu beobachten und zu beschreiben, war eine unwiderstehlich lockende Aufgabe für sie.

Um ihre eigene Sicherheit sorgte sie nicht, obwohl die Unruhe der Zeit Räuber und allerlei gefährliches Gefindel in die Gegenden gezogen hatte, die sie bereisen wollte. Mit der Gefahr gewann sie an Muth und Geistesgegenwart. In einem von Wegelagerern unsicher gemachten Walde sprang ihr Postillon plötzlich vom Wagen und stellte sich mit der Drohung vor sie hin, wenn sie ihm nicht augenblicklich Geld gäbe, sie den Räubern zu überliefern. Sie suchte ihn durch Vorstellungen zu seiner Pflicht zurückzubringen, als er aber nicht darauf hörte, griff sie blühschnell in die Zügel der Pferde, und während sie diese zu rasendem Galopp antrieb, überließ sie es dem bestürzten Postillon, ihr voll Reue und Angst bis zur nächsten Station nachzuläufen, wo eine ernste Straße seiner wartete.

Müthig drang sie in die Festungen, in denen man sich gegen den nahen Angriff rüstete, besichtigte die Baracken der Soldaten, kostete von ihrer Kohlsuppe und trank den Tschai (Thee), den jeder der gutmüthigen Russen für sie zudern wollte, mit ihnen.

In der Begleitung des Gefangenwärters von Nauka, den die Regierung ihr zum Schutze mitgegeben, und der sich als ebenso zuverlässiger wie ritterlicher junger Mann erwies, durchreiste sie weite Strecken des kriegerisch erregten Landes. Ein Duzend seiner Leute, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet (beim Galoppiren pflegten sie ihre kindjals (Dolche) quer zwischen die Zähne zu nehmen), umringten sie bei Tage und lagerten Nachts vor der Schwelle ihrer Thür. Ein Huhn, an einem über zwei Stöcken gedrehten Dolche gebraten, ein Topf voll Reis und zum Dessert kleine Pflaumen und Äpfel, wie der nahe Wald sie bot, bildeten fast immer das einfache Mahl, das, wenn die Tagereise beendet war, unter dem nächtlichen Himmel von ihnen eingenommen wurde.

Sie besuchte die Spitäler und begleitete die barmherzigen Schwestern, die hier im Dienste des Rothen Kreuzes Wunder an Selbstverleugnung und Aufopferung vollbrachten, an die Betten der Schwerverwundeten.

Der russischen Regierung jedoch, die sich nicht gern hinter die Coullissen blicken läßt, begann die kühne Frau, die, was sie sah, sofort niederschrieb und nach allen Richtungen hin publicirte, unbequem zu werden. In Dilijan ward sie von dem Befehle überrascht, den Kriegsschauplatz sofort zu verlassen.

In Baku am Schwarzen Meere, wohin sie sich jetzt begab, erkrankte sie gefährlich. Ueber einen Monat mußte sie auf dem Krankenlager verbringen. Als ihre Kräfte zurückkehrten, drangen die Aerzte darauf, daß sie das ungeunde Baku verlasse. Wohin aber sollte sie gehen, im Spätherbst und von Krankheit geschwächt? Man rief ihr das milde Klima Medjidegers, eines kleinen Ortes an der persischen Küste, in dessen vor jedem rauhen Windhauch geschützten Orangenhainen sie sicher schnell genesen würde. Während sie noch un schlüssig zögerte, theilte ihr der Kapitän des Schiffes, das zur Abfahrt bereit lag, freudig mit, daß soeben ein französisches Ehepaar eingetroffen sei, das beabsichtige, über Medjideger nach Teheran zu reisen, wo eine Stelle bei der französischen Gesandtschaft des Mannes warte. „Schließen Sie sich an,“ rief der theilnehmende Mann, „die Reise über das Gebirge wird Sie stärken, Sie reisen langsam und bequem, sind in 6-7 Tagen in Teheran; dort können sie sich ausruhen und später weiter nach Erivan reisen, das Sie ja längst zu sehen wünschten.“

Da auch der Gouverneur von Baku ihr rieth, die günstige Gelegenheit zu benutzen und die Franzosen betheuern, für die fremde Dame sorgen zu wollen, wie für sich selber, so überwand Frau Serena alle Bedenken gegen diese plötzliche Reise und schiffte sich noch am selben Abend mit ihren Reisebegleitern ein.

So lange sie auf russischem Gebiete reisten, und Frau Serena den Franzosen durch ihre Kenntniß des Russischen und ihre Empfehlungen nützlich sein konnte, ging Alles gut, sobald sie aber die persische Grenze überschritten hatten, überließen die Franzosen, welche selber mit allem für die Reise Nöthigen: schnellen Pferden, reichlichen Mundvorräthen, zerlegbaren Betten, Decken u. s. w. versehen waren, die ihnen anvertraute Frau mit empörender Rücksichtslosigkeit ihrem Schicksale, d. h. der Willkür einer rohen Schaar fanatischer Maulthiertreiber, die in der „unreinen Chirsin“ nichts als ein Waarenstück

fahen, für dessen richtige Ablieferung sie die Verantwortung übernommen hatten.

Was die schwache, kaum vom Krankenlager erstandene Frau auf dieser unglückseligen Reise an Gefahren und Drangsalen jeder Art zu bestehen hatte und was sie durch die eiserne Kraft ihres Willens auch wirklich bestand, das spottet fast der Beschreibung.

Auf einem kleinen, weißen Maulthiere sitzend, dessen ungleiche Beladung sie jeden Augenblick zu Boden zu ziehen drohte, umdrängt von 30 schwer beladenen Thieren, die sie mit den scharfen Ecken ihrer Bedeckung verwundeten, so sehen wir sie bei strömendem Regen und unter der Bewachung von acht Charvabads, deren Sprache sie nicht verstand, die beschwerliche Reise antreten.

In einem unaubern, von einer kleinen Lampe dürrig erhellenen Stalle ward das erste Nachtquartier aufgeschlagen. In der fernsten Ecke, wo sie vor den Tritten der Maulthiere möglichst geschützt war, breitete sie ihre Plaid's auf den Boden aus, hüllte sich in ihren Pelzmantel und beobachtete, den Kopf auf ihr Reiseeffaire gestützt, wie die Treiber ein Feuer anzündeten und sich, ihren Reis bereitend, um dasselbe lagerten. Sie hatte den ganzen Tag nichts zu sich genommen, der Anblick aber, wie die Treiber, ein jeder mit der Hand in den gemeinschaftlichen Kessel griffen, den daraus geholten Reis zu Kugeln zusammenballten und gierig verschlangen, ließ sie ihren Hunger vergessen. Während nach dem Mahle einer ihrer Wächter nach dem andern sich zum Schlafe niederstreckte, harrete sie, von dem melancholischen Gurgeln der Wasserpföle wach erhalten, frierend und hungernd dem Ende der Nacht entgegen.

Als der Morgen anbrach, weigerte sie sich, ihre Reise fortzusetzen. Sie bat, sie flehte, sie bot Geld, um umkehren zu dürfen, aber die Treiber wollten von einer Unterbrechung ihrer Reise nichts wissen. Sie hoben sie mit Gewalt auf ihr Thier, und da sie sich zu widersetzen suchte, banden sie die sich Sträubende mit der eisernen Kette fest, an der das Thier geleitet zu werden pflegte und schlugen bei jedem Klageklage, den sie ausstießen, mit ihren schweren, eisenbeschlagenen Stöcken unbarmherzig auf sie ein.

Sie mußten über das Gebirge. Auf eisbedeckten, an Abgründen dahinführenden Pfaden, auf denen ein Fehltritt Verderben bringen mußte, und die doch so glatt waren, daß die Maulthiere jeden Augenblick in die Rine brachen, zogen sie die steilen Engpässe entlang. Ein eisiger Wind schlug ihnen entgegen und ließ die Thränen der armen Frau auf ihren Wangen zu Eis gefrieren. Des Nachts kehrten sie in Schuppen oder Hangars ein, die von allen Seiten dem Wind und Wetter offen standen, oder in Tannidern, deren Boden der zu den Fensterlöchern hereinfallende Regen in grundlosen Morast verwandelt hatte. Zuweilen suchten sie auch Zuflucht in Höhlen, welche die Berge hier in großer Anzahl bieten.

In einer solchen traf sie eines Abends, als sie sich eben zum Schlummer mit dem Kopfe an die harte Felswand lehnen wollte, einen ehrwürdig aussehenden Derwisch, der sie zu ihrem freudigen Staunen französisch anredete und sich ihrer mit väterlicher Güte annahm. Er trug Stroh für sie zum Lager herbei, kochte Eier und Kaffee für sie und verkürzte ihr die langen Stunden der Nacht durch die Erzählung seines vielbewegten Lebens. Geistig und leiblich neu gestärkt, schied sie am Morgen von ihrem freundlichen Beschützer.

Am letzten Tage ihrer Reise mußte sie mit ihrem Maulthier durch einen Strom, wobei sie nur mit knapper Noth dem Tode des Ertrinkens entging. Vollkommen durchnäßt, kam sie in dem letzten Nachtquartier an. Um sich zu trocknen, trat sie an das Feuer, an dem die Treiber ihren Reis kochten, aber mit Hausschlägen trieben diese, welche die Verührung der „Frankin“ als ihr Mahl verunreinigend fürchteten, sie zurück; nicht einmal Stroh und Wasser konnte sie von ihnen erlangen. Mühsam mußte sie den im Hofe verstreuten Häcksel zu einem Haufen zusammentragen, um ein Feuer entzünden zu können. Sie wollte etwas Wein wärmen, aber sie hatte kein Gefäß dazu, endlich fiel ihr eine zimmerne Kaffeebüchse in die Hände, in welcher sich noch etwas gestoßener Kaffee befand. Sie ließ ihn darin und mischte ihn mit dem Weine, um nichts von dem nährenden Stoffe zu verlieren. Aber der Wind trieb die brennenden Strohstückchen in das Getränk, so daß sie nur wenige Tropfen davon genießen konnte. Auf ihrem Koffer im Hofe sitzend, durchwachte sie dann in ihre Decken gehüllt die Nacht.

Der Himmel über ihr war klar, der Mond erhellte mit seinem bleichen Lichte die Wüste um sie herum. Noch bei seinem Scheine beluden die Treiber die Maulthiere und brachen auf. Zum äußersten erschöpft, stieg Frau Serena auf ihr Thier, der Schlaf überwältigte sie, sie schlummerte ein. Als sie erwachte, war die Sonne eben aufgegangen, aus der Ferne glänzten Thürme und Kuppeln zu ihr herüber — Teheran, das heiß ersehnte Ziel ihrer Reise, lag vor ihr.

Ihre elastische Natur bedurfte nur kurzer Zeit, um sich von den ausgestandenen Strapazen zu erholen, aber ihre Hoffnung, mit der Ankunft in Teheran das Ende ihrer Leiden erreicht zu haben, erfüllte sich nicht; und vielleicht gehörte kein geringerer Muth dazu, die widrigen Verhältnisse, welche sich ihr hier ganz unerwartet entgegenstellten, zu besiegen, als erforderlich gewesen, die Beschwerden der Reise zu überwinden.

Das vor ihr angekommene französische Ehepaar hatte, um sein rücksichtsloses Benehmen gegen die ihrem Schutze anvertraute Frau zu rechtfertigen, diese als Abenteurerin und Spionin hingestellt, welche schon im Kaukasus im Dienste Englands gegen Rußland konspirirt habe, und der ehrende Empfang, den die englische Colonie in Teheran ihr bereite, trug dazu bei, diesen Verdächtigungen in den Augen der stets mit Mißtrauen auf England sehenden französischen und russischen Gesandtschaft Grund zu verleihen. Von Seite der Perser aber, denen der Gedanke, daß eine einzelne Frau aus bloßer Mißbegierde so großen Gefahren trodten könne, ein völlig unverständlicher war, konnte sie um so weniger auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen, als der Schah sich gerade damals, kurz vor dem Antritte seiner zweiten Reise nach Europa, gänzlich von russischem Einflusse leiten ließ.

So konnte es nicht Wunder nehmen, daß Frau Serena mit Ausnahme des englischen Quartiers, meist nur kühler Zurückhaltung begegnete, wo sie auf herzlichen Empfang gerechnet hatte. Zwar ließ sich der Schah, dem sie gelegentlich seiner ersten Reise in Paris vorgestellt worden war, auf das Zu-

reden seiner Favoritin, Aniseh el Dowleh (die Vielgeliebte des Reiches) bestimmen, sie zu einem seiner glänzenden Lezihs in seinem königlichen Palaste einzuladen und sie bei dieser Gelegenheit huldvoll anzureden, bald aber gewann wieder die Furcht, sich dem russischen Minister mißliebig zu machen, die Oberhand in ihm.

„Ich glaube zwar nicht, was Du von der Abstammung dieser Frau sagst,“ erwiderte er seinem Großvezier auf dessen Bemühung, die kühne Reisende als eine von einem bösen Geiste abstammende, unheilbringende Peri hinzustellen, „aber ich werde allerdings darauf verzichten müssen, ihr die Herrlichkeiten meines Haushaltes zu zeigen, denn wenn ich jetzt, wo ich, wie Du weißt, im Begriff bin, der Einladung des Kaisers der Moskowiten an seinen Hof zu folgen, mich seinem Gesandten ungeschicklich erweise, so könnte ich die Thüren seines Palastes verschlossen finden und gezwungen sein, meine Goldtomans auszapfen und für meine Wohnung selber zu zahlen.“

In Folge dieses allerdings schwerwiegenden Bedenkens ließ er sich sogar bewegen, ein förmliches Edict gegen „die Frankin“ zu erlassen. Dasselbe ist zu charakteristisch für persische Anschauung, als daß wir uns enthalten könnten, wenigstens den Schlußsatz daraus mitzutheilen. Dieser lautet:

„Wir Muselmänner wissen alle, daß, wenn eine Frau sich in öffentliche Dinge mischt, uns nichts übrig bleibt, als unser Vertrauen in Allah und seine allmächtige Hilfe zu setzen. Deshalb, Teheraner, verschließt eure Thüren und Häuser vor der reisenden Frankin!“

Das war ernst. Der Mann war in aller Form über sie gesprochen, selbst ihre Freunde riethen zur Abreise; aber Frau Serena gehörte nicht zu denen, die sich durch Einschüchterungen von der Vertheidigung ihrer gerechten Sache abbringen lassen.

Sie schrieb, sie telegraphirte, sie berichtete nach allen Seiten, machte all ihre Verbindungen geltend, und siehe da, in dem aussichtslosen Kampfe gegen drei Ministerien blieb die energische Frau Siegerin. Es kamen so bedeutame, unmöglich zu übersehende Empfehlungen von den verschiedenen Regierungen für sie an, darunter eine vom General Mezentzoff, der damals einen der höchsten Vertrauensposten in der unmittelbaren Umgebung des Czaren bekleidete, daß den Gesandten Rußlands und Frankreichs nichts übrig blieb, als an Stelle ihres bisherigen brüskten Benehmens die ehrerbietigste Aufmerksamkeit gegen Frau Serena treten zu lassen.

Jetzt war das Eis gebrochen, die persische Regierung beistete sich, dem gegebenen Beispiel zu folgen, und von allen Seiten regnete es Einladungen und Dienstleistungen auf die früher Gemiedene. Wie gut sie es verstand, diesen günstigen Umschwung der Dinge im Interesse ihrer Aufzeichnungen zu verwerthen, das läßt sich am besten selber nach in ihrem kürzlich in Paris erschienenen Werke: *Hommes et choses en Perse*, das in überaus fesselnder Weise das persische Leben in allen seinen interessanten Einzelheiten schildert.

Ihre Rückreise, die sie mit den wirksamsten Schutzbriefen und mit jedem möglichen Reiseconfort versehen, antrat, war in der That sehr verschieden von ihrer Herreise.

Ueber Ispis, Warschau, Wien, Rom und Paris, wo sie überall längere oder kürzere Zeit verweilte, kehrte sie an demselben Tage, an welchem sie vor sechs Jahren London verlassen hatte, wieder zu den Ihrigen zurück.

Mannigfaltig waren die Auszeichnungen, die ihr in Folge ihrer Reise und der werthvollen Werke darüber zu Theil wurden.

In Wien ward sie zum Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft ernannt, eine Ehre, die bisher keiner Frau widerfahren; in Italien, ihrem Vaterlande, ließ der König eine goldene Medaille ihr zu Ehren schlagen; die Könige von Schweden und Griechenland zeichneten sie durch Orden aus; in Paris, wo sie die Freundschaft Victor Hugo's gewann, dessen anerkennende Worte ihre Werke einleiten, erhielt sie die Decoration eines Officier d'Académie; in England bereitet man eine Uebersetzung ihrer Werke vor u. s. w.

Wer der kühnen Frau im Geiste auf ihren Reisen folgte, der wird in diesen Auszeichnungen nur eine gerechte Anerkennung des Muthes und der Energie sehen, mit denen sie ihr einmal gestecktes Ziel trotz aller Schwierigkeiten zu erreichen wußte. Der Preis freilich, um den sie ihre Verühmtheit erkaufte, eine sechsjährige Verbannung von Mann und Kindern, dürfte den meisten Frauen als ein zu hoher erscheinen.

Sie selbst verschließt sich diesem Gedanken nicht. „Meine Erzählung,“ so sagt sie am Schlusse ihrer Werke, „wird meinen Mitgeschwestern zeigen, wieviel Angenehmes mir in Folge meiner Reise zu Theil ward. Hier aber gestehe ich, daß das Angenehme von allem der Gedanke ist, meine Häuslichkeit wiederzusehen. Das ist der wahre Platz des Weibes. Ihr Frauen, bleibt zu Hause und leset „mon voyage.““



Ein treuer Freund aus der Pflanzenwelt. (Herbstzeitliche Erinnerung.) Seitdem die elegante Clematis und der wilde Wein den Epheu von den Veranden verdrängt haben, pflegt man diesen, einst dem Bacchus und dem Dicitis gewidmeten Spätblüthling nur noch mit altem verfallenen Gemäuer und Mausoleen in Verbindung zu bringen. Einst den Thyrsostab schmückend und dem Lorbeerkränze der Dichter sich gesellend, wird er jetzt auf die Gräber verbannt. Auch ist es sonderbar, daß der Epheu zu einer Jahreszeit, wo die busstlosen Blumen, welche wir auf Sätzen zu setzen gewöhnt sind, die Aste, die Georgine, die Wucherblume ihre Farbenpracht entfalten, sich gleichsam am wolsten zu fühlen scheint und sein kräftigstes Grün anlegt. Wenn die Gistmischerfamilie der Solaneen, Nachtschatten, Belladonna, Stechapfel und Bilsentkraut in Blüthe stehen, dann — doch erst im höchsten Alter — treibt auch dieser düstere Kletterer

seine unscheinbaren Trugbolben. Und so hat denn der Epheu einen ganz prononcirten Mißdeutungen unterliegenden Charakter.

Der Mensch ist geneigt, die in seinem Innern vorherrschende Stimmung auch in die Natur hineinzutragen. Er schreibt den elementaren Gewalten wolwollende und zerförerische Absichten zu. Er mißt den Individuen auch der Fauna und der Flora bestimmte Zwecke bei. Es ist das so anschaulich und schön, daß uns vor dem Reiznissen, welcher in der Natur nichts sieht als die kalte, gleichgültige Tyrannin, die ohne Haß und Laune wie ein gewaltiges Rad sich dreht und für welche Entstehung und Vernichtung gleichbedeutende Begriffe wären — wenn nach Ansicht der Denker für das Ewig-Waltende „Begriffe“ beständen — ein stummes Grausen ergreift.

Für den naiven Menschen hat die Natur ein Gemüth. Sie ist ihm der Inbegriff des „Ewig-Weiblichen.“ Und alle ihre Kinder und Zöglinge bringen aus dem großen Schöpfungsheren Blut von ihrem Blute, Lebenskraften, Neigungen mit, und selbst die stummen unbeweglichen Steine gelten dem gemeinen Manne für „Gewächse.“ Sie „predigen“ ihm, sie sind ihm „Embleme“ von Tugenden oder von Lastern.

Um wie viel mehr muß dies von den Pflanzen gelten, zumal solchen, welche einen so ausgeprägten Charakter tragen, wie dies beim Epheu der Fall ist.

Und der naive Mensch hat diesem schlichten Winterfreunde auch noch immer die schönsten Tugenden zugeschrieben.

Wenn Wärme und Luft des Sommers sich gleichsam in melancholische Farbe verwandeln, wenn die Linde und die Ulme bereits ihre Blätter abwerfen, wenn ein Schwinden und ein Welken durch die Natur geht, so daß ihr Anblick uns oft fast den Athem stoßen macht, dann entfaltet der Epheu, gleichsam als wollte er uns trösten, sein schönstes, tiefstes und innigstes Grün. So war er im Dichterkranz ein Zeichen des unergänglichen Werthes der Erinnerung und der Poesie. So ist er auf Gräbern ein Zeichen der Treue und der Beständigkeit, welche die grimmige Umarmung des Todes überdauert. So leuchtet er aus dem Schnee hervor und überkleidet welke, kahle Bäume im Walde als ein Emblem der Hoffnung, und so tritt er auch im Garten in seine dauernderen Rechte, wenn die Clematis dahinsiecht und der Wein über Nacht die Wände kahl läßt.

Im späten Herbst, im öben Winter erblicken wir in seinem Immergrün, das im Lenz so dürrig, im Sommer so todt von den Nordseiten des Gemäuers herabfällt, gleichsam die Rundgebung eines Freundes in der Noth. Und es ist deshalb auch nicht mehr als billig, ja menschlich gerecht, daß der Epheu vielfach noch verständnisvolle Pflege findet. Es gibt Amateurs, die den Epheu ernst nehmen, die seine verschiedenen Varietäten kennen und züchten. So zieht man mit deren Hilfe, namentlich der Hedera marginata und anglica, wie man Teppichbeete anlegt, gleichsam Tapeten an den Wänden und bringt sein Laub mit dem anderer immergrüner Pflanzen, mit dem der Coniferen in mannichfachen Contrast. Namentlich bildet der Epheu, wie wir dies in dem Godefröy'schen Park auf dem Wege nach Plantense bei Hamburg sehen, mit Palmen, Rhododendren, Lebensbäumen, Pinien, auch wol dem Korbeer, den Limonen ein imposantes Ensemble von — wie ich metaphorisch sagen möchte, fast „epischer Getragenheit.“ In Gunnersbury Park, Acton, der Baronin Lionel de Rothschild gehörig, bekleidet er sogar an Stelle des Rasens die Bodenfläche zwischen gigantisch sich ausbreitenden Cedern des Libanon. In der Wohnung eines Musikers traf ich den gebulbigen Epheu als spanische Wand, ein Gemach in zwei Räume trennend und als Laube das Piano umwehend. Ich sah die kleinen Zwergvarietäten in Doppelfenster den Ausblick auf die Straße als Rahmen verjüngend und ich sah den großblättrigen Epheu in Städten, wo kein Baum und Strauch vor Rauch und schwefeligen Dünsten gedieh, getreulich an Wänden und Hecken als einzige Pflanzenzierde der schwerathmenden Menschheit einen Trost spenden: „Siehe! Du bist noch nicht ganz verlassen!“ In Süddeutschland und am Rhein zumal, wie Mary Howitt in ihrem Buche „Art Students in Munich“ bewundernd anerkennt, ist der Epheu in den Häusern fast so allgemein heimlich wie auf englischen „hobs“ an Ramen die Kage; auf vernachlässigten alten Grundstücken in chancery, wie Dickens ein solches schildert, kleidet er, gleichsam um die Hand des Gärtners zu ergreifen, Bäume und Wände in sein emsig fortwirkendes Laub, und wo das Klima die Anlage eines Wintergartens begünstigt, sieht man ihn in Töpfen gezogen zu Weihnachten mit Stachelbeere und Gypsanthemum anheimelnd die Beete erfüllen.

Wir sind jetzt wiederum mitten im Winter, und mancher Leser, der sich vor dem Anblick kahler, kalter Wände und Tristen entsetzt, welche lange Monate hindurch sein Auge belästigen werden, dankt uns vielleicht dafür, daß wir ihm Anregung geben, für künftig die Pflege des Epheus mit Geschmack und sorgfamer Auswahl der geeigneten Stellen in die Hand zu nehmen.

Brodlose Künste im Hause. Im individuellen Gepräge eines Kunstgegenstandes beruht dessen Werth. In diesem Bewußtsein ging ich, so erzählte ein junger Gelehrter, von Laden zu Laden, um charakteristisch ausgestattete und verzierte Tisch- und Einladungskarten zu unserm ersten Diner im neugegründeten Hausstande einzukaufen. „Die Einladungen sollen einladend, die Menutarten appetitlich sein. So mancher Gönner wird durch eine künstlerische Form bestochen, uns seine Gunst zu erhalten, kurz unser Diner zu beehren, der, falls er einmal absagt, vielleicht nie wieder in engere gesellschaftliche Beziehung zu uns tritt.“ Ich suchte in der ganzen Stadt umher — vergebens! Ueberall traten mir dieselben banalen, oft abscheulichen, meist stereotypen Duzendkarten zu Duzendpreisen entgegen, deren Anblick allein schon genügt, den Geladenen an das jüngste Gericht mit allerlei Magenbeschwerden zu gemahnen, nicht aber vortheilhaftige Erwartungen in seinem Gemüthe zu erwecken. Endlich entmuthigt, kehrte ich heim und klagte meinem jungen Weibchen meine Noth. Ich dachte, sie würde bei meiner Kunde weinen — keineswegs! sie lachte mich aus und schalt mich einen — Einfaltspinsel. „Geh nur,“ sagte sie, „ich werde schon Rath schaffen!“ Die Gute! Sie hatte mir's bis dahin verborgen, daß die Mutter Natur ihr auch für „brodlose Künste“ einiges Verständniß in unsere Ehe mitgegeben habe: künstlerischen Geschmack, Phantasie, Erfindungsgabe, malerisches Compositionstalent. Während ich in meinem Arbeitszimmer über ein Problem brütete, setzte sie sich vor ihren Tisch, entwarf mit geübter Hand auf geeigneten Cartons die Skizzen von kleinen Genres, Landschaften, Stillleben, umwand die Namen der Geladenen mit Vignetten und Blumenquirlen — alles leicht dahin streuend, als hätten lustige Amoretten und neckische Kobolde ihr den Pinsel geführt, und um den Tisch oder Gastkarten dauernde Brauchbarkeit zu geben, verließ sie dieselben mit Einschnitten, mittels derer die Namen, auf kleine Zettel geschrieben, sich auf den Carton befestigen ließen. Kurz die Säckelchen fielen himmlisch aus, Anmuth, Grazie, ein freundliches Lächeln strahlte einem aus jedem Blatte entgegen, und der Erfolg war eclatant. Kein einziger der mit einer solchen Einladungskarte Begnadeten sagte ab — vielmehr

liehen sie sich bei concurrenden Gastgebern entschuldigen, um unser bescheidenes Mahl zu theilen. Und alles dies war der Erfolg oft bespöttelter „brodloser Künste!“

Geneigungsfest. (Zu dem Bilde von Auguste Ludwig.) Wieder genesen! dem bösen Fieberbann entrückt, wiedergegeben dem holden Leben und seinen süßen Freuden — o! wie schön ist das! — Und schöner als Alles ist's, wird nach langem schwerem Siechtum die Hausfrau, die Mutter, den Jhrigen zurückgegeben. Da geht nach düstern Nebeltagen dem ganzen Hause zum ersten Male wieder die lichte warme Sonne auf, und der traute Familienraum, der Platz am Kamin, Alles — Alles ist wie verklärt von der Sonne der Geneigungsfreude, von dem Glück, die Theure wiedergewonnen zu haben! So ist's im ärmsten, so im reichsten Hause! Wie selig ruht hier in glücklicher Geneigungsmattigkeit die eble Schlossherrin im Lehnstuhl; welche Freude in Aller Mienen! Die theuren Kinder! Wie lange hat das kranke Mütterlein ihren Anblick entbehren müssen; — und nun — und nun! .. Auf ihrem Schoße ruhen die Rosen, die ihr ältestes Töchterlein zum Geneigungsfest im Schloßgarten selbst gebrochen; neben ihr prangt der Tisch im Festeschnuck, und immer neue Zierde tragen die andern geliebten Kinder herbei, geleitet vom glückstrahlenden Blicke des Vaters. O wie vorsichtig sie daherschreitet mit dem Prunkgeräth, die kleine Irma, der Mutter Liebling, des Vaters Herzenskind! Zärtlich selig streckt sich ihr die matte Hand der Mutter entgegen, zieht das theure Nesthäkchen bald an die freudeklopfende Brust. O Geneigungsglück! Geneigungsglück der Mutter! — Nichts Seligeres hat dies Erdenleben zu spenden!

3.

Mode-Notizen.

Was die Natur in jetziger freudloser Jahreszeit uns ver sagt, sucht uns die Mode um so reichlicher zu bieten; während jene zur Zeit Alles Grau in Grau malt, hat diese die frischesten, lebhaftesten Farben in Bereitschaft, unter ihnen eine Fülle von Nuancirungen in Roth, die von der Saison ganz besonders favorisirt werden dürfen! Wir nennen als neueste Nuancen: Purpur-, Rubin-, Granat- und Syrakusroth, für das Tageslicht freilich etwas zu vorlaut, um so verwendbarer aber bei Kerzenschimmer, auf der Folie lichter durchsichtiger Stoffe, in der Verbindung mit Blumen, Spitzen und Bändern. Daß die hohe Leuchtkraft dieser Farben der Verwendung immer eine gewisse Reserve auferlegt, versteht sich von selbst, auch gegenüber der Thatfache, daß die jetzige Moberichtung sehr stark zu belebenden Motiven neigt. Stoffe, Schnitt, Geschmack verlangen danach; die verschiedenartige Drapirung der Röcke, der eigenartige Aufbau der Tunikas und die mannigfachen Arrangements der Taillen würden ohne dieselben zu wenig oder gar keiner Geltung gelangen — gleichwohl ist eine discreete Verwendung im Interesse vornehmerer Wirkung zu empfehlen. Wie sehr übrigens dieser „rothe Faden“ sich durch sämtliche Mode-Angelegenheiten schlängelt, beweisen auch die Garniturartikel der Hüte, die Molliregarnituren, die Nischenstreifen für den Steh-tragen und die Kermel u. s. w. Letztere nennt man, genau genommen, mit Unrecht Nischen. Sie bestehen aus einem 2—3 Cent. breiten perlsich oder türlich gemusterten Brocatbande, dem ein rother Sammetpassepoil vorsteht, aus mehreren verschiedenfarbigen Passepoilstreifen von Sammet oder surah, aus gekreppter Gaze und rothem Sammet, bisweilen sogar aus passepoilähnlichen Leberstreifen. Die wirklichen Nischen bestehen vor wie nach aus Tüll, Spitzen, crepelle, Mull und anderen uns bekannten und in Ehren gehaltenen Stoffen, und wenn sie auch in Arrangement und Nuance des Gelf, sowie im Gewebe wechseln, so behalten sie doch das unantastbare Recht des Fortbestehens, das in dem Worte Nische für uns Frauen liegt, während jene Dinge zu den wechselnden Capricen der Mode gehören. Ob es dem so allseitig beliebten „Mollire-Lag“ auch so ergehen wird? Er, der bei seinem Erscheinen mit starkem Zweifel empfangen wurde, dominiert heute geradezu, und die Mode wird nicht müde, immer neue Wirkungen damit zu erzielen. Sehr hübsch ist das Arrangement einer Sammetweste mit Mollire-Lag, die unter einer vorn auseinander-tretenden Taille getragen wird und auf welcher die Mollire-Garnitur beliebig gewechselt werden kann. Im Taillenschluß und im Rücken an den Armklöchern ist die Weste mit breitem Gummiband zum festeren Halt versehen (siehe Abb. 1). Wir empfehlen diese Art besonders Frauen, denen eine Klemmung der Taillen unliebsam ist und die das feste Anliegen von Kleidungsstücken gern umgehen mögen.



1.

Unsere jugendlichen Freundinnen (denen wir immer noch einige Ballnoten schulden) werden die Nachricht mit Verriedigung begrüßen, daß erstens die Ballkleider immer noch kurz getragen werden, und zweitens, daß das Arrangement von Röcken, Tunikas und Taillen das denkbar vielseitigste ist, und drittens daß die Mode sie mit einem wahren Blumenregen überschüttet.

Zur Erlebigung des zweiten Punktes sei insbesondere gesagt, daß jede hübsche Zusammenstellung von schmalen Blüßes, Volants, Puffen, Nischen, Tüllfalten, Tabliers, Stickerei, Applicationen von Stickereifiguren u. s. w. für die Röcke acceptirt wird. Nur die Tunikas verlangen eine complicirtere, oft gesuchte Art. Hochaufgebaut zu sein, verlangt der Typus der Toilette stets von ihnen, dabei aber sind sie häufig schief drapirt, seitwärts gekreuzt, als Shawl um die Hüften geschlungen und an jeder Seite in langen Zipfeln endigend, als Paniers über einem keilförmigen Tablier geschlungen, gewunden, geknotet, gefächert, kurzum — ein reizendes Räthsel der Mode, dem nachzufinden wol der Mühe werth ist. Daß auch die Spitzen an den Balltoiletten bedeutend participiren, ist bereits erwähnt, und über farbiger Unterlage, von farbigen Bandstücken bis hinunter unterbrochen und mit Blüsch oder buntem Pompadourstoff zusammengearbeitet, geben sie höchst bittin-guirte Toiletten. Im Allgemeinen wird die Ausgabe für die Spitzen zu einer ganzen Toilette gesieut; sie ist indessen bei der heutigen regen Spitzenindustrie Sachjens durchaus nicht so bedeutend, wenn man ihren längeren Werth gegenüber der Vergänglichkeit zarter oft sehr theurer Ballstoffe bedenkt. Für die decolletirten Taillen der Verticngarnitur, als Armloch-Einrandung, Kermel oder Fichus sehr verschiedenartig verwerthet werden kann (Abb. 2). Bezugsquelle: E. Lefebvre, Berlin, Unter den Linden Nr. 19.

Une profusion de fleurs! Colliers aus feinen, kleinen, geschlossenen

Rosenknospen, Plastrons aus Weißdornblüthen und Bergjameinichtranken, Guirlanden aus Wasserblumen, Schilf und Gräsern, dazu Taillengarnitur, Schleppbouquets, Cache-peignes, geschlossene und halbe Kränzchen für Haar und linke Schulter, einzelne Puffs und Sträußchen, Ranken zum Begrenzen der Verthe, und noch viel mehr des Reichthums. Das, was wir am freudigsten bei der Blumenindustrie begrüßen, ist die naturgetreue Nachahmung der Blüthen. In Größe, in Farbe, in Charakteristik, überall ist das wahre Vorbild inne gehalten, kein Maß überschritten, keine Copie zum Zerrbild der Natur herabgewürdigt. Selbst den Duft versucht man den künstlichen Blüthen beizugeben, doch dürfte dieses Bestreben kaum von Erfolg gekrönt sein. Bezugsquelle für Blumen: A. Fritsche, Berlin, Leipziger Straße Nr. 62, 63.

Bezüglich der zur Toilette verwendeten Obeurs sei übrigens bemerkt, daß unter den neueren Parfüms augenblicklich die Marken „Maiglöckchen“, „Goldblie“ und „Excelsior“ für Damen beliebt sind. Mit Abb. Nr. 3 stellen wir einen niedlichen Apparat dar, der in zierlich geschliffenen Flacons aus Vaccarat-Krystall jene drei Marken enthält. Dieses Flaconetui hat neben seinem eleganten Aus-



2.



3.

sehen noch den Vorzug des festen Verschlusses, so daß nur ein kleiner Schlüssel die Erlaubniß gewährt, den Inhalt der Flacons zu benutzen. Der Behälter, Tantalus genannt (er ersihrt mit Metall- oder Holz-ausstattung im Handel), ist ein hübscher Gegenstand zum Geschenk für Damen. Derartige Behälter mit 2 bis 3 Flacons, ferner die oben erwähnten Parfüms, Nischstifen, Saquets, Toilettenutensilien, Seifen u. s. führt die Firma Lohje, Berlin, Jägerstraße Nr. 46.

Vom Büchertisch.

Der Weihnachtsmann, der, wie es einem vorsichtigen Wolkthäter geizt, sich nie ganz auf einmal veranßagt, vielmehr auf dem Grunde seines inhaltsreichen Sackes immer noch dies und jenes Schöne, auch nach dem Weihnachtsfest, für gute Kinder bewahrt, hat da unter Anderen ein paar allerliebste Bücher referirt, von denen wir hier „für die, so es angeht“, Kenntniß geben wollen.

„Bilder zum Coloriren für unsere Kleinen.“ Von L. Pym. (München, Theod. Strofer.) Allerliebt aufgefaßte Scenen aus dem Leben der Kinder, denen, Grau auf Grau skizzirt, die farbenfrohen Kleinen recht mit Lust aus ihrem Tuschkasten ein buntes Kleidchen spenden werden.

Da ist ferner eine lustige und lehrreiche Geschichte von Emma Bitter: „Im Reich der Heinzelmännchen oder Reise-abenteuer einer Puppe und eines Ruffknaeders.“ (München, Theod. Strofer.) Recht nachdenklich zu lesen! Was so ein Paar Reisender Alles erleben können! Nur gut, daß das Alles nicht blos schwarz auf Weiß, sondern auch bunt auf Weiß geschildert ist! Vierundzwanzig schöne farbige Bilder (von Lubw. v. Kramer) machen das Erzählte höchst anschaulich und überzeugend. Das ist mal etwas für die Kleinen!

Aber auch für die Größeren hat der biedere Weihnachtsmann noch einiges Gute. Da sind für die Mädchen: „Ketty's Abenteuer.“ Aus dem Englischen übersezt und ergänzt von Helene Binder (München, Theod. Strofer), sehr hübsch und anziehend erzählt, mit vielen Holzschnitten nach Zeichnungen von Kate Greenaway geziert und auch äußerlich ein so niedliches Buch, wie man nur eines sehen kann.

Den Knaben, die schon durch die Geographiestunde für den merkwürdigen „schwarzen Erdtheil“ interessiert sind, ist ein vortreffliches Buch geboten in Dr. Hoffmann's historisch-biographischer Erzählung aus Innerafrika „Der Held des Niger.“ (Berlin, Frz. Ebhardt.) Mit 6 Illustrationen und 1 Karte von Senegambien. Die jungen Leser werden bei den Abenteuern des kühnen Entdeckers Mungo Park, bei der Schilderung der tausend Nöthe und Gefahren, die er in den Regereichen Nutti, Bondu, Kabischaga, Kaffon, Kaaria und Ludamar im Interesse der Wissenschaft beband, ihr Herz klopfen fühlen und nicht ohne innerliche Förderung die Lectüre des inhaltsreichen Buches beschließen.

Erwachsenen Mädchen bestimmt Helene Stöckl ihren „Herzens-Kalender.“ Gebetsblätter zu Aufzeichnungen für alle Tage des Jahres, jeder geziert mit einem schönen „zum Herzen sprechenden“ Dichter- und Denkerwort. Die Ausstattung des Buches ist höchst elegant. (Leipzig, C. A. Koch's Verlag.)

Allen Frauen gewidmet und wol zu empfehlen ist eine trefflich ausgewählte und sinnig geordnete Anthologie von Karl Zettel: „Ich denke Dein.“ Es sind Lieder von Lenz und Liebe, Freud und Leid des Lebens, aus älterer, neuerer und neuester Zeit, Perlen deutscher Dichtung, von einem Dichter selbst gesammelt und auf-gereicht, mit zahlreichen schönen Schmuckbildchen dazwischen. Reizend zu lesen und lieblich zu betrachten! Der Einband des Buches ist von origineller noch nicht dagewesener Pracht. (Stuttgart, C. Greiner's Verlag.)

Zuletzt sei noch mit warmem Lobe gedacht der reizenden Studien-mappe von Marie Galle: „Für Groß und Klein“ (Berlin, Frz. Ebhardt), enthaltend zwölf neue Skizzenblätter der genialen Künstlerin, der wir so gern auf dem von ihr jowerrän beherrschten Gebiete „Scenen aus dem Leben der Kinder“ begegnen. Was wir

hier sehen, entzückt uns von Neuem, fast mehr noch, als das im vorigen Jahr erschienene „Marie Galle-Album.“ Die treffliche Künstlerin ist eben immer neu, in jedem ihrer Werke fortschreitend, in jedem dem Beschauer durch tiefe Gemüthswärme und lebensvolle Ers-fassung des Erzhauten innig erfreuend und rührend. Welch ein glückliches Talent!

Freudig begrüßen wir Bücher, deren Zweck es ist, ein ungefähres Ideal dessen aufzustellen, was die Frau der heutigen Zeit für sich erstreben solle, und hie in warmer, zum Herzen dringender Sprache zur Ver-folgung dieses Zieles anregen. Als ein solches muß in erster Linie genannt werden das bewährte Werk von Luise Büchner: „Die Frauen und ihr Beruf“ (Leipzig, Th. Thomas). Es erscheint heute in fünfter Auflage. Vieles von dem, was die ideal gestimmte und doch im besten Sinne des Wortes praktische Verfasserin in der ersten Auflage für die Hebung ihres Geschlechtes verlangte, ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden, viele Uebelstände sind beseitigt, vielen Bedürfnissen geschah Abhilfe; aber wie viel fehlt noch immer daran, daß die jungen Frauen es als die höchste und schönste Aufgabe ihres Lebens und Wirkens erkennen, „das Nothwendige mit dem Schönen, das Geistige mit dem Materielle zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden;“ daß der Ausbildung erfrüher Pflichttreue, weiser Selbstbeschränkung, der inneren Wahrheit und lauterer Menschenliebe ihr eifriges inbrünstiges Bemühen zugewendet sei! Dazu mag auch in neuer Auflage das treffliche Büchlein mitwirken und warm empfohlen sein.

„Schorer's Familienblatt,“ eine illustrierte Zeitschrift (Ver-lag von J. H. Schorer in Berlin), beginnt mit der Jahreswende den V. Band. Man darf dem Schorer'schen Familienblatt eine rück-haltlose Empfehlung zu Theil werden lassen. Dasselbe findet, unter Beiseitstellung jeder confessionellen oder politischen Tendenz, ihr Ziel ausschließlich in Förderung und Belebung idealen Trachtens, wo immer solches im weiten Umkreis deutschen Lebens zu Tage tritt, und verfolgt dieses Ziel mit Daransetzung bedeutender geistiger wie materieller Mittel. Tüchtige literarische wie künstlerische Kräfte sind im Wettstreit bemüht, dem Publicum des Journals Besseres und Besteres vorzuführen und Reaction wie Verlagsabhandlung bewahren in Heranziehung und Sichtung des Materials einen sicheren Takt, dem wir unsere Anerkennung nicht verjagen können. Die angekündigten Beiträge für das I. Quartal 1884 weisen gute Namen von Autoren und Künstlern auf. Den Familien darf die Erwerbung von Schorer's Familienblatt schon um deswillen empfohlen werden, weil der Bilder-schnuck derselben ein werthvoller Besitz und eine Quelle reinen Ge-nusses bildet.

Feine Küche.

Königin-Suppe. 2 Kilo Ochsenfleisch, 1/2 Kilo Hammelfleisch, 1 Kilo Kalbfleisch und ein nicht zu altes Suppenhuhn wäscht man leicht, bedeckt es in der Casserolle (Dampfkoch) mit 5 Litern Wasser, welches man lichte, aber wieder abkühlen ließ, bringt Alles langsam zum Kochen, schäumt die Brühe sorgfältig und legt nun das nöthige Salz und 1 Chokolade zu, worauf man die Brühe langsam weiter kochen läßt (3—4 Stunden). 15 Stück bittere Mandeln brüht, schält und hadt man fein, fägt 12 hartgekochte gehackte Ei-dotter hinzu, gießt etwas Fleischbrühe darauf und läßt dies in einer irdenen Casserolle langsam so lange wie die Fleischbrühe kochen, von der letzteren immer etwas nachfüllend. Sobald das Kalbfleisch weich ist, nimmt man es aus der Brühe, ebenfalls das Huhn, schneidet die Brust des Huhnes in kleine Filets und legt diese in die Suppenschüssel. Kurz vor dem Anrichten gibt man die Eier und Mandeln zu der Fleischbrühe, gibt 1/4 Liter süßen fetten kochenden Rahm dazu, läßt unter Rühren die Brühe aufkochen, treibt sie durch ein Sieb, schmeckt nach dem Salze und richtet die Suppe über den Pösterlöffel an.

Sandwichs. 150 Gramm gekochten kalten Schinken, 150 Gramm Pösterlinszunge hadt man mit 1 Eßlöffel voll Capern, ohne deren Essig, und eben so viel mixed-pickles recht fein, 1 Eriße Pfeffer, etwas an wenig Zucker abgeriebene Citronenschale und 2 Theelöffel voll englisches Senfmehl mischt man dazu; 250 Gramm frische Butter rührt man zu Schaum, ver-rührt sie gut mit dem Gehackten, schneidet feines Milchbrod in dünne Scheiben, entfernt die Rinden, bestreicht dieselben mit der Mischung, legt seinen Aufschnitt (dünne Scheiben von Wild, Geflügel, Kalbsbraten u. s. w.) darauf, bedt eine genau passende Brodschneide darüber, zertheilt dies in hübsche viereckige Stücke und richtet die Sandwichs hübsch mit Kresse oder Petersilie verziert an.

Englischer Karpfen. Für 12—15 Personen werden 3 Kilo Karpfen mittlerer Größe geschuppt, gewaschen, in Stücke geschnitten und diese mit einer Mischung von Salz, Pfeffer, abgeriebener Citronenschale Muscatnuß eingerieben, in eine flache Casserolle gelegt und mit einer Mischung aus halb Weißwein, halb Wasser bedekt, worauf man noch einige mit Kellen bestreute Zwiebeln, etwas in Würfel geschnittene Meerrettig, ein Kräutersträußchen, in dem etwas Schnittlauch ist, und noch etwas Salz hinzusetzt, den Fisch langsam zum Kochen bringt, dann zurückschleut und ihn noch 1 kleine Stunde ziehen läßt. Die Fischstücke legt man dann auf erwärmete Schüsseln, stellt sie im Marienbade warm, seigt die Brühe durch, bringt sie nun wieder zum Kochen, gibt etwas Sardellenbutter und 1/2 Liter süßen Rahm unter Rühren dazu, zieht diese Sauce mit 4 Eigelben ab und gibt sie über die Karpfen. Die Schüsseln verziert man mit Petersiliensträußchen und Citronenschnitten.

Rindszunge mit Parmesanlake. Eine große Rindszunge bringt man zum Kochen, fägt nach dem Schäumen 2 Zwiebeln, 2 Möhren, ein Kräutersträußchen, etwa 50 Gramm in dünne Scheiben geschnittenen geräucherter Speck, etwas rohen Schinken (es kann harter sein), Gewürz, etwas Citronenschale, das nöthige Salz dazu und kocht die Zunge langsam gar. Sobald die Zunge gar ist, zieht man die Haut ab; etwas erkalte, schneidet man erstere in dünne Scheiben, legt davon eine Schicht in eine tiefe Porzellan-schüssel (Auflauf-Form), deren Boden man did mit geriebenem Parmesanlake bestreute, legt auf die Zunge mit einem Theelöffel fräftige Bratenjus über etwas mit wenig Jungenbrühe verdünntes Fleischtract, legt immer ab-wechselnd eine Schicht Käse, eine Schicht Zunge, bis diese verbraucht ist, streut Käse oben auf, legt Butterstücken auf den Käse und stellt die Speise in einen mäßig heißen Ofen oder auf gelindes Kohlenfeuer, legt im letzteren Falle einen Deckel mit glühenden Kohlen darauf und bäkt die Speise 15 Minuten.

Die durchgeseigte Jungenbrühe kann man zu Suppen, Ragouts u. dgl. bentzen.

Fasanen. 2 Fasanen werden vorsichtig, ohne daß die Haut verletzt werde, gewasht, über Spiritus leicht gesenkt, sauber ausgenommen und, da sie nicht gewaschen werden dürfen, mit einem nassen Tuche innen ausgewischt. Hierauf haut man die Fäße, Kopf und Hals, diesen nicht zu kurz ab, gibt mit Bindfaden den Fasanen eine hübsche Form, spikt Brust und Keulen zierlich mit Speckstreifen und bestreut sie mit Salz. Im ziemlich heißen Ofen brät man die Fasanen unter fleißigem Begießen mit brauner Butter (reichlich) 1/2—3/4 Stunde. Beim Anrichten legt man die in hübsche Stücke geschnittenen Fasanen rings um das Sauertraut. Den Bratenjus rührt man mit etwas kräftiger Fleischbrühe durch, entfettet sie, kocht sie mit 2 Theelöffel voll in Butter braungehwhigten Mehles durch, seigt sie durch und gibt die Sauce nebenher. Ebenfalls die Gries-Fritturen (s. unten).

Sauertraut. 1 1/2 Kilo Sauertraut wird, ist es zu sauer, in kaltem Wasser leicht gewaschen und ausgebräut. Unterdessen läßt man in einer gut schließenden irdenen Casserolle (Kachel) 200—250 Gramm Schweinefleisch mit 1 Glasche Kepsel- oder Roselwein aufkochen, thut das Kraut, 1 Theelöffel voll Puderzucker, das nöthige Salz, etwas verlesenen gestohlenen Kümmel dazu, bedt das Geschirz fest zu und läßt den Koch langsam 2—2 1/2 Stunden kochen. Kurz vor dem Anrichten gibt man 3 große rothe geriebene Kartoffeln dazu, läßt sie mit dem Kraute durchkochen, dieses dadurch sämig madend; es muß beim Anrichten nur ganz wenig, fast gar keine Sauce haben und durch Umrühren mit einer großen Holzgabel vor dem Anbrennen gehütet werden.

Die junge Hausfrau werde es nur ein Mal mit gutem Kefelwein, und das Sauertraut wird im Geschmack dem mit Champagner gekochten Kraute nichts nachgeben.

Gries-Fritturen. 1/2 Liter Milch und 1/2 Liter Wasser bringt man zum Kochen, fägt 80 Gramm Butter hinzu, frenet 120 Gramm Weizengries hinein und rührt die Masse auf gelindem Feuer so lange, bis dieselbe sich von der Casserolle löst. In einer Schüssel läßt man den Brei abkühlen.

gibt 1 Theelöffel voll Puderzucker, Salz, etwas Muscatnuß und Citronenschale dazu und rührt, ehe der Brei zu heiß ist, nach und nach 8 Eier unter die Masse. Mit einem kleinen in kochendes Fett getauchten Köffel sticht man Klößchen ab, legt sie in kochendes Ausbadfett und bäckt sie schwimmend darin goldbraun.

Kepfelp-Speise mit Schlagahne. Man schält und zerhackt 1 Kilo feine Kefel, kocht sie in Wein weich und treibt sie dann durch einen Porzellan-Durchschlag. Die Masse wird nach Geschmack mit Zucker, der an dem Zucker abgeriebenen Schale und dem Saft einer Apfelsine oder Citrone und 1 Kiste Salz vermischt, dann werden zuletzt noch 30-35 Gramm in heißem Rothwein aufgelöste rothe Gelatine darunter gerührt und die Speise in Krostschüsseln gefüllt — sie müssen zur Hälfte bis zu drei Viertel voll sein. So läßt man die Speise erkalten und legt dann kurz vor dem Anrichten mit Vanillezucker steif geschlagenen Rahm darüber.

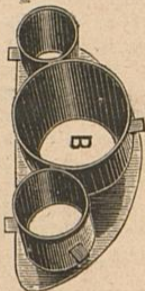
Schnee mit Morgenröthe (Punsch). In 1 Liter Wasser kocht und schäumt man 1 Kilo Zucker und gießt dies kochend über die dünn abgeschälte, in feine Stücke geschnittene Schale von 3 Orangen; dies deckt man fest zu und läßt es 2 Stunden ziehen, worauf man den Saft durchsiebt und den Saft von 4 Citronen dazu gießt. Die Masse füllt man in eine Gefrierbüchse, welche man auf Eis stellt. Kurz vor dem Anrichten gießt man 3 Eiweiße hinzu und schlägt mit einer Schneeröhre die Masse ganz schäumig. Nun füllt man unter beständigem Schlagen zu 2/3 der Masse 4 Eisenergläserchen voll feinsten Rum, zu dem anderen Drittel schlägt eine hübsche Hand noch 2 Eiweiße und 4 Eßlöffel voll Himbeergelee oder Saft. Der Punsch wird in Gläsern servirt, so daß jedes Glas zu 2/3 Theil mit Rumpunsch und oben auf mit Himbeerpunsch gefüllt ist. J. B. S.

Wirthschaftsplaudereien.

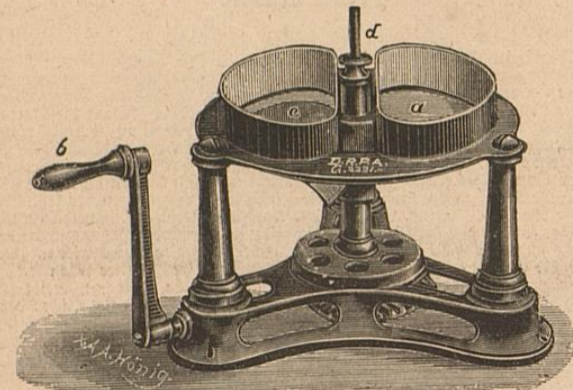
Schneidemaschine für Brod und andere Nahrungsmittel. Unsere Leserinnen wissen, daß es nicht an Brod- und Gemüseschneidemaschinen fehlt, bringt doch jedes Jahr deren neue Muster. Das beweist indes nur, daß alle diese Apparate große Mängel besitzen. Der neuen Schneidemaschine darf man nachrühmen, daß sie frei von vielen Mängeln ist, welche die bisher üblichen zeigten, daß sie nach neuen und richtigen Principien konstruirt ist und daß sie, wie wir uns selbst überzeugt haben, ganz Vortreffliches leistet. Sie wird sich, davon sind wir überzeugt, in größeren Wirthschaften, Anstalten, Restaurationen u. s. w. schnell einbürgern, und es ist nur zu wünschen, daß eine nach demselben Princip konstruirt kleinere und weisere Maschine zum Verkauf käme, damit solche auch jedem kleineren Haushalte zugänglich würde. — Vor allen Dingen zeigt die neue Schneidemaschine die große Annehmlichkeit, daß man auf derselben mühelos auch das weiche Brod, die weiche Würst u. s. w. in dünne Scheiben und ohne diese aus der Form zu bringen, zerschneiden kann. Das zu zerschneidende Brod u. s. w. stellt man mit der Schnittfläche in die ovalen Oeffnungen auf den Tisch a und, ohne es niederzubrüden, setzt man die Kurbel b in gleichmäßige ruhige Bewegung, wodurch das sich drehende, von einer ovalen Oeffnung zur anderen wandernde Messer c das Brod zerschneidet



Blechsaß zum Bohnen-Schneiden.



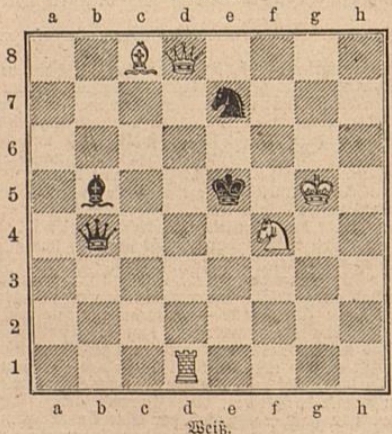
Blechsaß für Würst, Gurken etc.



und die abgetrennten Stücke nach unten fallen läßt. Die Erzeugung jeder beliebigen Stärke der Schnitten wird durch Drehung der zwischen den ovalen Löchern angebrachten Schraubenmutter a bewirkt, indem dadurch ein Heben oder Senken des Tisches a gegen das Messer c eintritt. Zum Schärfen des Messers genügt das Herausnehmen zweier Schrauben, um es zu entfernen und wieder einzusetzen. Die Maschine läßt sich an einen Tisch anschrauben. In die Oeffnungen lassen sich gleichzeitig zwei Messer einsetzen. Die Schnitten jeder Stärke in einer Minute ohne Anstrengung erzielen. Die Maschine schneidet und spaltet ferner Semmel, Rüben, Kohlraben und Kartoffeln, rohe und gekochte, ebenso Gurken, Bohnen, Würste, Speck und andere Nahrungsmittel in jeder Scheibenstärke. Nach dem Gebrauch kann der Apparat mittelst einer Schraube außer Benutzung und unbeweglich gestellt werden. Die Einsätze A und B dienen für Küchengemüse, sofern es sich nicht um Herstellung von Scheiben, sondern von anderen Formen, wie Streifen, Würfel, Prismen u. s. w. handelt; sie werden einfach in die beiden Becken der Maschine hineingesteckt. — Eine ausführliche Gebrauchsanweisung verleiht das Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88, welches diesen vorzüglichen Apparat vorrätig hält. Der Preis der Maschine stellt sich auf 25 Mark pro Stück; die Einsätze zum Schneiden von Gemüse kosten außerdem 4 Mark. Schließlich sei erwähnt, daß auf der Berliner Hygiene-Ausstellung der Erfinder dieser Maschine eine Medaille erhielt.

Schach.

Aufgabe Nr. 120.
Von J. A. Potter.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

Herrn J. A. Potter, Herrn Heinrich Seibsch und J. Paulsen. In Nr. 117 spielt Schwarz nach 1 T e 6 n. e 5, S h 3 — g 5, worauf nach 2 T e 5 — d 5, K d 4 — e 3 folgt und über-

haupt kein Matt im zweiten Zuge möglich ist. — Freix Haffstein. In derselben Aufgabe ist 1 D h 6 — a 2 unrichtig wegen L f 6 — g 7 (h 8). — Fr. Annette Nagel. Für Nr. 116 hat 1 S g 4 — o 3 keinen Erfolg; denn auf c 4 — c 3; 2 D g 6 — f 6 t deckt S g 3 — f 5 das Schach. — W. Jeroni. In Nr. 115 ist 1 S g 4 — f 2 undurchführbar. Denn Schwarz antwortet c 2 — c 1 D (wird Dame), worauf nach e 4 — o 5 t die neue Dame o 1 — f 4 das Schach deckt. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frau Max Steines (Nr. 114), Josephine Stoilsewits, Emilie C. in Magdeburg (Nr. 115), Freix Haffstein (Nr. 116), J. Paulsen und Schachfränzchen in Wolfenbüttel (Nr. 115 und 116), Fr. Rosa Rast (Nr. 116 und 117). — Fr. Emilie Heusinger. Ueber Nr. 116 bitte unsere Verichtigung zu vergleichen. Nr. 115 richtig gelöst. — Herrn v. G. in Breslau. Die Principien, nach denen unsere Unterhaltungsaufgabe Nr. 23 und andere bereits veröffentlichte gelöst werden, finden Sie ausführlich erörtert in: „Leonhard Euler's Anleitung zur Algebra“. — Eine neue Ausgabe dieses klassischen Lehrbuches, welches alle Feinheiten der Rechenkunst behandelt, ist kürzlich in der Universitätsbibliothek von H. Reclam in Leipzig erschienen und kostet umgeben nur 80 Pf., elegant gebunden 1 Mark 20 Pf. Das Büchlein können wir allen Damen und Herren empfehlen, die sich eine gründliche, wissenschaftliche Kenntniss der Rechenkunst erwerben wollen. — Fr. v. G. in Würzburg. Zur Aufnahme einer Uebersetzung des berühmten Schachgelehrten von Wiba fehlt uns der Raum. — Richtige Lösungen der Aufgaben, Räthsel und Rebus erhalten von den Damen Elisabeth Reuter, Ida Huber, Irene Radis, Lisbeth Buchler, Anna Lippold, Marianne v. Mahrgaben, Antonie v. Slerst, Frieda Griefe und den Herren J. Paulsen, K. A. in München, Johann Rossmusen.

Das Geographische Lotto (Baumgärtner's Verlag, Leipzig), von dem bereits 4 Auflagen erschienen sind, ist das beste Lehrmittel, um sich in kürzester Zeit eingehende Kenntniss der hervorragenden Hauptstädte, Länder, Flüsse, Gebirge, Meere, Inseln etc. zu verschaffen. Jeder Spieler erhält eine Karte mit geographischen Punkten. Einer der Mitspielenden ruft die Namenskärtchen aus und die Spielenden besetzen mit kleinen Mäntchen die aufgerufenen Punkte. Wer zuerst eine ausgemachte Anzahl von Punkten besetzt hat, ist König. Als amüsante und zugleich instructive Unterhaltung für die Winterabende kann es Alt und Jung bestens empfohlen werden.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 23.

Ein Herr hatte einen Korb mit 96 Flaschen Vorbeurwein erhalten, welche er im Keller von seinem Diener in der Ordnung aufstellen ließ, daß auf jeder Seite 25 Flaschen und abwechselnd stets 6 Ständen, wie hier angegeben:

1	6	11	6	1
6				6
11				11
6				6
1	6	11	6	1

Der Diener stahl ihm, in drei Fällen, im Ganzen 16 Flaschen, und zwar das erste Mal 8, in den beiden andern Fällen je 4 Flaschen. Nichtsdestoweniger fand der Herr bei jedem Besuche des Kellers auf jeder Seite 25 Flaschen und abwechselnd 6 vor.

Wie hatte der Dieb in jedem Falle die Anordnung geändert?

Auflösung des Scherz-Rebus Seite 16.
Sextanten (6 Tanten).

Correspondenz.

Haushalt und Küche. Fr. G. in L. Zum Reinigen beschmutzter Polsterleder macht man eine schwache Lösung von Soda und warmem Wasser, reibt viel Seife ins Leder und läßt es zwei Stunden weichen; dann wäscht man es gut, bis es ganz rein ist und spült es in einer schwachen Lösung von warmem Wasser, Soda und gelber Seife ab. Man spüle es nicht in Wasser allein, denn dann wird es nach dem Trocknen so hart, daß es nicht gebraucht werden kann. Es ist die geringe Menge von Seife, die in dem Leder geblichen ist, welche die feinen Theile des Leders durchdringt und dasselbe weich wie Seide macht. Nach dem Abspülen ringt man es gut in einem großen Handtuche aus und trocknet es schnell; dann zieht man es nach allen Richtungen aus und büchset es gut und erhält dadurch ein weiches und besseres Leder, als die meisten sind, wenn man sie kauft. Wenn man ein rauhes Leder gebraucht, um hochpolirte Flächen nachzugehen, so kann man oft bemerken, daß die Oberfläche daran verlegt wird. Dies wird durch Staubtheilchen und sogar Körnchen von hartem Poliroth veranlaßt, welche in dem Leder geblieben sind. Sobald man sie durch eine reinliche, mit Roth versehene Bürste wegnimmt, so wird man damit die glänzende und schönste Politur erlangen.

Verschiedenes. J. G. in Beatra Moldau. Wir nehmen rumänisches Papiergeld in Zahlung. — Freue Abonnentin des Bazar. Die Einleitung zum Erlernen der Knüpp- (Macramé-) Arbeit finden Sie im Jahrgang 1875 auf Seite 372. Die betr. Nummer ist auch einzeln zum Preise von 60 Pf. = 35 fr. De. W. zu beziehen. — Fräul. A. B. Sie

3 Rebus-Aufgaben.



haben Recht. Lesen Sie auf Seite 368 in den Metamorphosen-Aufgaben Zeile 8, 6: Erzeugeln (nicht Erzeugeln), Zeile 5, 4: Schneidewerkzeug (nicht Schneidewerkzeug). — Emma Otto, Heilbronn. Die in Ihrem Schreiben angeregte Angelegenheit ist auch in mehreren anderen an uns gelangten Zuschriften berührt worden. Mit bestem Dank theilen wir für jetzt mit, daß eine Besprechung der Angelegenheit im Bazar bevorsteht. — Junge Frau in Danzig. Sobald gemeldet ist, daß „servirt“ sei, bietet der Herr des Hauses der vornehmsten Dame der Gesellschaft den Arm, sie ins Speisezimmer zu führen. Die Hausfrau am Arm des vornehmsten Herrn macht den Beschluß. — Frau v. M., Nürnberg. Wir empfehlen Wellshäuser's „Vegetarianisches Kochbuch.“ 2. Aufl. (Verlag von Theod. Grieben, Leipzig.) Preis Mark 1.50. — L. S. H. Nicht geeignet. — Besorgte Mutter. Wählen Sie die „Kindermusikschule.“ Erster Klavier- und Gesangunterricht nach naturgemäßer Methode von Dr. Friedr. Zimmer, 2 Hefte. I. Anleitung für den Lehrer. II. Musikkunst für den Schüler. Die Methode Zimmer verbindet in organischer Weise Klavierunterricht und Gesang und sichert reichen und gründlichen Erfolg. Das Werk wird Sie befriedigen. — Baronin v. N. B., Wien. Von der bei Eduard Hallberger (Deutsche Verlags-Anstalt) in Stuttgart erscheinenden, unvergleichlich schönen „Illustrirten Goethe-Ausgabe“ liegt nun der III. Band fertig vor und präsentiert sich in silbervollem Prachtband äußerst stattlich. Sie könnten nichts Schöneres wählen! — Aengstliche Orthographin. Das Alles sagt Ihnen Winckelbe's Neues deutsches Handwörterbuch (Verlag von Louis Neuber, Neudamm u. Leipzig), ein vortreffliches Buch, das eine Einbürgerung auf jedem Damen-Schreibtisch verdient. — Stifftsfräulein v. N. Sie können Ihr Abonnement auf das Büchlein „Katharina Koch“ eine deutsche Naturdichterin, von Karl Schraffenhal, auch an den Herausgeber Professor A. Weis in Dösa (Siebenbürgen) direct einschicken. Der Betrag ist 1 Mark = 60 fr. De. W. Die blinde Dichterin ist jeder Unterstützung werth und bedürftig. — Einer Moskowiterin in Nishin-Nowgorod. Eine Anfrage an das Pfarramt in Bad Reichenhall, Bayern, sichert Ihnen bereitwillige und wahrheitsgemäße Auskunft. — Minn. Armringe finden sich bei allen alten Völkern und zwar bei Männern und Frauen, am häufigsten in Schlangenform. Besonders stark und kostbar waren die an tapfere Krieger als Belohnung ausgetheilten. — Für die Pflege des Gemüsegartens empfehlen wir Herr. David's „Gartenbuch.“ 14. Aufl. Herausgegeben von J. Hartwig (Nerlich, J. Babel). Sie finden dort in allen Fällen Rath und Unterweisung. — Geheimrathin M. in Berlin. Die Adresse ist: Oscar Moritz, herzoglich-sächsischer Musikdirector, Berlin, Alte Jakobstr. 16. I. O. W. fungirt hier als Correspondent für Theaterzürger und Privat-Musiklehrer. — Sorgenbe Mutter. Lesen Sie die kleine vortreffliche Schrift des Philosophen Julius Duboc „Die moderne Jugendliteratur.“ Der Verlag von Hermann Götting in Hamburg verwendet sie als Separatabdruck aus des Verfassers „Gegen den Strom.“ Hier ist eine der wichtigsten Erziehungsfragen in vorzüglicher Weise abgehandelt. Der kleinen Broschüre ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Mann v. L., Dresden. Ein sehr eleganter kleiner und praktischer Kalender ist bei Paul Parey in Berlin im 27. Jahrgang erschienen: „Deutscher Frauentaler für 1884.“ Er wird Ihrem Schreibtisch sehr hübsch stehen. — Abonnentin in Fiume. Wir bedürften eines eigenen Expedienten, wollten wir alle eingehenden, zum Abdruck ungeeigneten Gedichte, Räthsel etc. mit Begleitschreiben zurücksenden. — Fr. D. — Freue Abonnentin in Graz. Majolika-Vorlagen erhalten Sie in reicher Auswahl bei Spielhagen u. Co., Berlin SW., Friedrichstr. 49a. Der „Bazar“ ist durch Mode und Handarbeit voll auf Anspruch genommen. — Miriam. Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. — F. B. in W. Ihr Buchhändler ist im Recht. In Oesterreich wird der „Bazar“ vierteljährlich in 6 Doppelnummern, in Deutschland in 12 Einzelnummern ausgegeben. Da das Vierteljahr 13 Wochen hat, so tritt in Oesterreich einmal in jedem Quartal ein Zwischenraum von 3 Wochen, in Deutschland ein solcher von 14 Tagen ein. Das ist keineswegs eine Novelle. Ihre übrigen Wünsche werden beste Beachtung finden. — C. G. G. in M. — M. G. L. — M. G. in W. — F. G. in M. — r. Nicht recht geeignet. — Frau Kr. Th. Für Metamorphosen-Aufgaben haben wir für jetzt keine Verwendung.

Anfragen. 1. Wer fabricirt und verkauft Plattsch- und Tambour-Maschinen zu gewerbmäßigem Gebrauch? 2. Wo existirt eine Fabrik für imitirtes Meißner Porzellan? 3. Welche Frauengewerbe-Schulen existiren gegenwärtig? (Behufs Vervollständigung unseres Verzeichnisses wiederholt.)

Antwort. Auf die Anfrage: „Wie kann man Buchstaben, Verzierungen u. s. w. in glänzendem Gold herstellen?“ (S. 368) wird uns mitgetheilt, daß es zunächst erforderlich sei, echtes Gold zu verwenden. Nachdem das Gold vollständig auf dem Papier aufgetrocknet ist, erhält es dann durch gleichmäßiges, sanftes Reiben mit einem Achatstein (in jeder Maler-utenfilienhandlung käuflich) einen schönen Glanz.

Für die Fastnachtszeit.

Soeben erschienen:

Masken-Costume.

Ein Masken-Album mit ca. 80 Costüm-Entwürfen,
18 Blatt Folio-Format,
theils ff. colorirt, theils in Schwarzdruck.
2. vermehrte Auflage.
Mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe.
Preis 4 M. = 2 fl. 40 kr. Or. W.

Inhalt: Eisenbahn-Conducteur — Europa — Arlester — Rothhäppchen — Fernamerin — Rekrut — Pierrette — Chinesin — Maguarin — Köchin — Matroie — Anzug „Louis XIV.“ — Cläferin — Herold — Columbine — Sonne — Altdritisches Bürgermädchen — Schäferin — Französische Bäuerin — Harlequin — Mexitanerin — Costüm „April“ — Feuerwehr — Ruderboot — Altdritisches Schänkmädchen — Anzug „Louis XII.“ — Anzug „Charles VII.“ — Schäferin à la Watteau — Anzug „François I.“ — Anzug „Henri III.“ — Anzug „Wetterrennen“ — Die Jagd — Romet — Pierrette — Penelope — Phantastie-Costüm — Pierrette — Moskowiterin — Magierin — Kleinrussische Bäuerin — Prinzessin Carneval — Bäuerin aus Macon — Gretchen-Costüm — Schmetterling — Landsknecht — Bäuerin — Altdritisches Edelbäuerin — Altdritisches Costüm — Anzug à l'Empire — Blumenmädchen — Armenierin — Perlerin — Soubrette — Anzug à la Watteau — Anzug „Henri III.“ — Cläferin — Bäuerin — Orientalin — Wahrsagerin — Burgfräulein — Page — Edelfräulein — Italienerin — Cavalier — Harlequin — Kammerjose — Rocco Dame — Landmädchen — Altdritisches Costüm — Gärtnerin — Anzug für kleine Mädchen — Blumenmädchen — Kammerjose — Orientalin — Teufelin — Marktgräserin — Georgierin — Rocco-Costüm u. s. w.

Diese Sammlung der dem „Bazar“ 1871-1884 beigegebenen Maskenbilder ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, welche auf den „Bazar“ Abonnements annimmt oder — wo eine solche Buchhandlung fehlt — von uns direct per Post gegen Einfindung von M. 4.50 = 2 fl. 65 fr. De. W.

Bazar-Actien-Gesellschaft,
Berlin SW., Entepplatz 4.